Die Christliche Welt

Protestantische Halbmonatsschrift

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / HERAUSG. VON HERMANN MULERT

49. Jahrgang 3. August 1935 Nummer 15

Inhalt

Wunderbare Speisung . . . . . Johannes Heinzelmann
Fatale Wörter . . . . . Martin Rade
Ferien vom Ich . . . . . Johannes Herz
Herr, Herr! . . . . . Johannes Heinzelmann
Kôdô und Christentum . . . . . Karl Weidinger
Die Legende von Panthera, dem Vater Jesu . . . . . Hans Windisch
Die Weltanschauung der indischen Denker . . . . . R. F. Merkel
Scheinwesen . . . . . Karl Röttger
Das Bekenntnis zur Kirche . . . . . Ernst Lehmann
Theologenvorbildung, Reichsbischof und Bekennende Kirche . . . . . Hermann Mulert
Was alles „liberal-theologisch" sein soll . . . . . Heinrich Weinel
Der Gral als Ketzerheiligtum . . . . . Hans Weichelt
Grundlinien deutscher Landschaftskunde . . . . . Georg Sinn
Blick in die Welt – Aus Zeitschriften
Bücher und Schriften – Chronik – Verschiedenes – Anzeigen

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Postverlagsort Stuttgart

„Die Christliche Welt"

gegründet 1886, wird herausgegeben von Professor D. Hermann Mulert. Sie erscheint halbmonatlich und kostet M. 4.50 im Vierteljahr — **Schriftleitung:** Kiel, Feldstr. 120, Fernruf 4277 — **Verlag:** Leopold Klotz, Gotha.
Bezug der „Christlichen Welt" kann durch alle Postämter, Buchhandlungen, oder unmittelbar durch den Verlag erfolgen. Bei Zustellung als Drucksache kostet sie vierteljährlich M. 4.50 zuzüglich Porto; Einzelheft 80 Pfennig. Postscheck: Erfurt 4754, Zürich VIII, 12267.

Reklamationen richten die Postbezieher zuerst an das zuständige Bestellpostamt, dann erst an den Verlag. Anschriftsänderung möglichst vor Wohnungswechsel an die Post, Buchhandlung oder den Verlag weitergeben. — Im Falle einer Behinderung des Erscheinens durch höhere Gewalt haftet der Verlag nicht! — Einsendungen von Manuskripten und Rezensionsexemplaren an die Schriftleitung in Kiel. Manuskripte ohne Rückporto werden nicht zurückgesandt.

D. A. 2600 II. Vj. 35 — Verantwortlich für den Anzeigenteil Otto Hauser, Gotha.
Anzeigengebühr (nach Preisliste 2): die viergespaltene Millimeterzeile 12 Pfg., die ganze Seite RM. 124.80 brutto. Seitenteile entsprechend.

„... Das Buch wird zu einer Urkunde der Lebensmacht des Christentums in unserer Zeit ..."

Die moderne Jesusdichtung

Eine Anthologie von
Karl Röttger
Mit 6 Kunstbeilagen, 243 Seiten, Preis RM. 3.—

„Das Buch gibt den geradezu überwältigenden Eindruck, wie stark deutsches Geistes- und Kunstleben sich zum Christentum bekennt."
Deutsche Allgemeine Zeitung

„Ein Buch, das mit viel Muße studiert sein will. Wer hätte geglaubt, daß es in unserer Zeit so viele aufrichtige, tiefe, fromme, gläubige Jesusdichtung gäbe!"
Der Wahrheitszeuge

„Unter jedem Gesichtswinkel — auch dem des überzeugten Christgläubigen im Sinne der Schrift — ist dieses Buch hochbedeutend ... eine große Apologie des Glaubens."
Der Reichsbote

Die moderne Mariendichtung

Eine Anthologie von
Erich Bockemühl
Mit 6 Kunstbeilagen, 169 Seiten, Preis RM. 3.—

„Nach der Röttgerschen Anthologie moderner Jesusdichtung bringt diese Sammlung erneut den Beweis von der unsterblichen Lebensmacht des Christentums ... Eine überraschende Fülle und Schönheit tut sich auf."
Mannheimer Tageblatt

„Ein wahrer Strom völlig moderner Mariendichtung, nicht aus dem Mittelalter, sondern in ganz neuer Art aus dem deutschen Protestantismus ebenso wie aus dem Katholizismus hervorbrechend: Maria als Symbol der Mütterlichkeit, der deutschen Mutterempfindung. Ein Beweis, wie aus dem Innersten das Deutschtum neu Bahn bricht."
Die Dorfkirche

„Die Feinfühligkeit der Auswahl versteht sich bei Bockemühl von selbst. Es ist hier eine Seite der modernen Lyrik gezeigt, die deutlich ins Bewußtsein zu bringen ein Verdienst ist."
Deutsches Volkstum

LEOPOLD KLOTZ VERLAG, GOTHA

Der Unternehmer ist Führer des Betriebes und hat für das Wohl der Gefolgschaft zu sorgen.
(GESETZ ZUR ORDNUNG DER NATIONALEN ARBEIT)

Die N.S.V. tritt für das Wohl der Familie der Gefolgschaft ein. Deshalb muß es eine Ehrenpflicht für jeden deutschen Betrieb sein, die Firmenmitgliedschaft der N.S.V. zu erwerben!

X/3

In meinem „Blauen Haus" wird 1. September 1935 parterre eine neu hergerichtete

Dreizimmerwohnung

frei, für pens. Pfarrer passend. Zentralheizung, auch Kachelofen, Bad, 2 große Veranden, Gartenanteil, Elektrisch und Gas. Miete ohne Heizung 45 Mark.

Helene Christaller
Jugendheim an der Bergstraße

Waldhaus Karin-Sigrid / Haus der Christlichen Welt
Friedrichroda i. Thür., Schreibersweg 6

Ruhige staubfreie Lage. Direkt am Walde. 20 behagliche Zimmer, teilweise mit Glasveranden. Gute reichliche Verpflegung, auch **vegetarische und Diätküche.** Diplomierte Lehrerin für Mensendieckgymnastik und Massage im Hause. Bad. Liegewiese.

Pensionspreis Mark 4 — 5.50

Leser dieser Zeitschrift genießen auf den normalen Pensionspreis bei mindestens 10tägigem Aufenthalt einen **Nachlaß von 5%.** Auskunft und Prospekt durch die Leiterin.

Frau Dr. Behrendt, geb. Seyfarth
Friedrichroda i. Thür., Schreibersweg 6

Kirche im Angriff
Kirchl.-theologische Monatsschrift

Die echte Kirche ist der Angriff Gottes auf die Welt.
Dieser Losung dient die Monatsschrift „Kirche im Angriff"
Schriftleitung:
Prof. Lic. Dr. Allwohn
Mitarbeit haben zugesagt:
D. P. Althaus, D. G. Bertram, D. M. Doerne, Prof. Th. Ellwein, D. K. Fezer, D. Dedo Müller, Lic. E. zur Nieden, Lic. O. Stroh, Dr. H.-D. Wendland, D. J. Witte.

Probevierteljahr M 2.—

VERLAG C. LUDWIG UNGELENK, DRESDEN-A. 27

Die Christliche Welt

Protestantische Halbmonatsschrift

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / HERAUSG. VON HERMANN MULERT

Nr. 15 — Gotha, 3. August 1935 — 49. Jahrgang

Inhalt: Wunderbare Speisung [Sp. 681] — Fatale Wörter [Sp. 681] — Ferien vom Ich [Sp. 683] — Herr, Herr! [Sp. 685] — Kôdô und Christentum [Sp. 685] — Die Legende von Panthera [Sp. 689] — Die Weltanschauung der indischen Denker [Sp. 695] — Scheinwesen [Sp. 697] — Das Bekenntnis zur Kirche [Sp. 702] — Theologenvorbildung, Reichsbischof und Bekennende Kirche [Sp. 708] — Was alles „liberal-theologisch sein soll [Sp. 712] — Der Gral als Ketzerheiligtum [Sp. 713] — Grundlinien deutscher Landschaftskunde [Sp. 714] — Blick in die Welt [Sp. 716] — Aus Zeitschriften [Sp. 721] — Bücher und Schriften: Auslandsdeutschtum und evangelische Kirche (Schubert); Unser Glaube (Brunner); Das ewige Evangelium und das Dritte Reich (Klein); Religion und Kirche im nationalsozialistischen Deutschland (Meltzer); Afrika, wie ich es erlebte (Anstein); Freiheit und Brot (Kumpmann); Abrüstung und Sicherheit (Schwendemann); Technik und deutsche Kulturentfaltung (Grammel); Deutsche Landschaftskunde (Dacqué, Ebers, Haber); Die kleine Prosaschule (Christiansen); Verfall und Neuordnung (Ernst); Paul Ernst (Potthoff); Erinnerungen eines alten Pfarrers (Schneller) [Sp. 721] — Chronik [Sp. 725] — Verschiedenes: Zu einer Besprechung; Zweite theologische Sommerschule des Weltbundes für freies Christentum und religiöse Freiheit; Herbstferienkurs [Sp. 728] — Versammlungskalender [Sp. 728] — Anzeigen

Wunderbare Speisung

7. S. n. Trin.

Fünftausend Mann und weder Markt noch Stadt;
Du teilest aus, und Alle werden satt.
Und Alle seh'n: Du steuerst jeder Not
Und gibst der Seele wie dem Leib das Brot. J H

Fatale Wörter

Die Zeit ist erfüllt und das Reich Gottes nahe herbeigekommen. Tut Buße und glaubt an die Heilsbotschaft! Mark. 1, 14

Denkst du nicht daran, daß Gottes Güte dich zur Buße drängt? Röm. 2, 4

Ein wahrer Heldenkampf hat sich gegen die christlichen Wörter „Sünde" und „Buße" erhoben. Unsereiner fängt unwillkürlich an, sich dieser Wörter zu schämen. Denn man kann ja die Sache auch anders ausdrücken. Man kann die Sache haben auch ohne die Wörter.

Sünde, heißt es, ist Lebensverneinung. Buße ist eine knechtische Gesinnung und Haltung, ist etwas nur für Schwächlinge und Unfreie. Wer an Sünde und Buße glaubt, verkennt seinen Wert und seine Aufgabe; er hat alle Ursache, seinen Sinn zu ändern, sich auf seine Stärke zu besinnen. Er versündigt sich an seinem Gott und versäumt die Mission, die Sendung, die Lebensaufgabe, mit der er in diese Welt hineingestellt ist. Eine neue Heilsbotschaft ist da, glaubt an sie!

Da haben wir unwillkürlich bei der Wiedergabe des Angriffs vom „Versündigen" geredet, und von der „Sinnesänderung", und vom „Glauben", und von einem „Evangelium". Man kann die christlichen Wörter und Begriffe doch schwer loswerden. Unsereiner nur? Nein, auch unsre getreuen Widersacher!

Im Ernst, wir sollten nicht so viel von „Sünde" und „Buße" reden, wir Christen. Wir sollten weniger Sünde und mehr Buße tun. Da stünden wir besser da, und unsre Gegner (Konkurrenten hätte ich beinahe gesagt) hätten nicht so leichtes Arbeiten wider uns.

Sie haben doch einfach recht. 1. Das Gerede von Sünde und Buße ist vom Uebel. Auf der Kanzel und unter der Kanzel. Die Wörter gehen so leicht über die Zunge. Man erschrickt gar nicht mehr. Man geht zum Bußtag wie zum Fest. Warum soll man nicht einmal im Jahr „Buße tun"? — Ist ein solcher Bußtagsgottesdienst, selbst wenn er ernstgenommen wird, das, was Jesus meint, wenn er sagt: „Tut Buße" d. i. „ändert euern Sinn, werdet andre Menschen, im Glauben an die große Botschaft, daß das Himmelreich, das Reich der Gottesherrschaft, ganz nahe ist"? Zwei ganz verschiedene Welten. Eher erinnert unser Bußtag, wenn er streng genommen würde, an den großen Versöhnungstag der Juden.

Und Sünde? Zwar steht geschrieben: „Die Sünde ist das Unrecht." Aber Unrecht ist Unrecht. Dazu brauchen wir zunächst weder Gott noch die Bibel noch die Sünde. Aber daß Unrecht Sünde ist, das wird es vor Gottes Angesicht. Was „Sünde" ist, kann ja nur ein Mensch wissen und erfahren, der an Gott glaubt, vor ihm sein Leben führt, sein Kind sein möchte all Augenblick und Stunden. Sünde — ein fatales Wort, wie es nun so leicht über die Lippen geht im gemeinen Gebrauch. Schärfer zugesehen — ein heiliges Wort. Aber wir müssen es heiligen durch unsern Gebrauch.

Und Buße. Gerade das Aeußerliche, das Minderwertige, das unsre Widersacher darin finden, das liegt, auf den Grund gesehen, nicht drin. Es hat mit unserem germanischen „büßen" noch nichts zu tun. Daß Jemand seinen Sinn, seine Gesinnung ändert, braucht gar nichts Sklavisches, Unwürdiges, Feiges an sich zu haben. Wenn ein leidenschaftlicher Kommunist „Buße tut" und sich redlich zum Nationalsozialismus bekehrt, gilt das für eine Schande? Es kommt ganz auf den Inhalt und Vollzug dieses Prozesses an. Es kann ein wahrhaftiges Heldenstück sein, eine innere Umwälzung in

Kraft höchster Tapferkeit. Und eine andre Art Gesinnungswandel meint unser Herr Christus nicht, wenn er sagt: „Aendert euch und glaubt meiner Verkündigung." Das was er verkündigt, ist ja eben der zureichende Grund für eine ehrliche, tief auf den Grund gehende Wandlung.

Aber in einem andern Stück haben die Gegner recht. 2. Wir haben davon viel zu wenig gepredigt, daß wir Helden sein sollen. Das Heroische am Christentum ist uns weithin verlorengegangen. Immerhin, es ist doch da, sonst lebte das Christentum längst nicht mehr. Und nur weil es auch bei uns da ist, wird es weiterleben. Nun können wir unsern Gegnern ja dankbar dafür sein, daß sie uns helfen, uns auf uns selbst zu besinnen.

Und an Einem haben uns doch auch „Sünde" und „Buße" nicht gehindert. So „natürlich" sind wir doch immer geblieben, daß wir uns nicht eingebildet haben, wir würden durch den Vorhalt der menschlichen Sündhaftigkeit, durch den Druck dieser niederbeugenden Vorstellung unsre Kinder zu reifen Christen machen. Wir haben auch nicht fortwährend von „Gnade" zu ihnen gesprochen. Sondern wir haben nach dem Maße unserer Weisheit und unseres Ernstes in der Erziehung aus ihnen herauszuholen gesucht, was in ihnen war. Wir haben von Gaben gewußt, die sie hatten, und denen zur Entwicklung verholfen. Etwas Andres können unsre Gegner auch nicht tun. Schlecht und recht, wie wir es fertigbringen. Und darüber brauchte also kein Streit zu sein, sondern nur darin ein Wettstreit. Sind wir Christen denn wirklich — ich rede einmal in dem Jargon, der einem immer wieder begegnet — solche Schlappschwänze?

Unser christlicher Wortschatz ist groß. Eine unübersehbar reiche Tradition liegt aufgehäuft hinter uns. Wie arm dünkt uns dagegen, was die Evangelisten von heute uns zu sagen haben. Aber der Schatz will verwaltet sein. Er will erkannt, begriffen sein. Wir können auch nicht verlangen, daß unsre Gegner uns ohne Weiteres begreifen. Sonst wären sie ja nicht unsre Gegner. Wir müssen es mit unsern heiligen Wörtern sehr ernst nehmen, dürfen nicht damit töricht um uns werfen. Aber wir haben auch keine Ursache, uns ihrer zu schämen. Luther sagt einmal: „Christus wohnt nur unter Sündern." Ein wundervolles Wort. Aber verstehen kann es doch nur ein wirklicher Christ. Und wenn die Andern es nicht verstehen, müssen wir Geduld haben, bis die Stunde kommt, wo auch sie es verstehen. R

Ferien vom Ich

Das Wohltätige der Ferien, die jetzt wieder die meisten Menschen genießen dürfen, liegt darin, daß sie uns herauslösen aus den Bindungen des Alltags und aus der täglichen Umgebung, daß wir da unser Leben frei gestalten können und einmal ganz Anderes erleben als sonst. Solche Umstellung und solche Freiheit bringt uns Menschen Erfrischung und Erholung.

Freilich nicht Alle können verreisen. Viele haben nicht die Mittel dazu. Andere sind durch kleine Kinder oder durch sonstige Rücksichten und Pflichten ans Haus gebunden. Aber auch diese Menschen müssen irgend einmal Ferien machen, wenn sie nicht innerlich entzweigehen wollen. Auch ihr Leben darf nicht immer im Gleichschritt weitergehen. Es muß auch da einmal Urlaub und Freiheit geben. Solche Ferien, die sich Jeder verschaffen kann und verschaffen muß, ob arm oder reich, ob Mann oder Frau, solche Ferien, die noch wichtiger sind als die Ferien von der Schule, von der Berufsarbeit und von der Hauswirtschaft, sind die Ferien vom eigenen Ich. Wir kennen sie Alle.

Unser Ich ist unser ständiger Begleiter durch alle Werktage und alle Sonntage. Es steht frühmorgens mit uns auf, es geht mit uns in die Schule und in die Arbeit, ins Büro und ins Geschäft. Es kehrt mit uns zurück in unsere Häuslichkeit und unsere Stube. Den ganzen Tag über steht dieses Ich neben uns mit seinen Ansprüchen und Forderungen. Es ist der größte Tyrann unseres Lebens, schlimmer als der strengste Meister oder Vorgesetzte. Weil das so ist, darum ist für unsere Erholung nichts so notwendig als dies, daß wir einmal von unserem Ich loskommen, daß wir einmal versuchen, eine Weile ohne dieses Ich zu leben.

Wenn wir auf Reisen gehen, dann ist die Hauptsache, daß wir das liebe Ich nicht etwa mitnehmen, sondern hübsch zu Hause lassen. Sonst gibt es keine rechten Ferien. Man darf auch nicht heimlich das liebe Ich mit in den Koffer packen und dann nach ein paar Tagen aus alter Gewohnheit wieder herausholen. Nein, man muß es wirklich einmal ganz zu Hause lassen, dieses Ich mit seinem Hochmut, der meint, alles richtig zu machen, und seiner Rechthaberei, die glaubt, alles besser zu wissen, mit seiner Empfindlichkeit und üblen Laune, mit seiner Selbstsucht und Eifersucht, mit seiner Trägheit und Bequemlichkeit und mit all seinen anderen Untugenden und Leidenschaften. Man muß versuchen, dieses Ich aus dem Mittelpunkt, den es so gern bildet, herauszudrängen und ganz beiseitezustellen und es in die Tat umzusetzen: „Ein Jeder sehe nicht auf das Seine, sondern auf das, was des Andern ist." Erst dann werden wir rechte Ferien haben, wenn wir es fertigbringen, Ferien nicht nur von der Schule oder unserer Arbeit, sondern vom eigenen Ich zu bekommen.

Aber auch wenn man nicht verreisen kann, sondern zu Hause bleiben muß, kann man solche Ferien von Ich machen. Man muß dann nur einfach umgekehrt das liebe Ich auf Reisen schicken. Aber man muß es recht weit wegschicken und ihm recht langen Urlaub geben. Und man muß aufpassen, daß es nicht ehe sein Urlaub abgelaufen ist, heimlich zurückkommt und auf einmal wieder da ist. Denn es ist in seiner Anhänglichkeit an uns oft erstaunlich schnell wieder da. Man muß versuchen, einmal so zu leben, als ständ das Ich nicht jeden Augenblick neben uns und kommandierte uns und schriebe uns vor, was wir zu tun und zu lassen haben, sondern als wären wir wirklich freier Herr über uns selbst und brauchten auf das Ich nicht zu hören. Wir werden bald merken, wie schön das ist. Wir werden unsere Freude daran haben, wenn wir die Welt und die Menschen einmal mit anderen Augen ansehen als wir sie anzusehen gewohnt sind, nicht von den eigenen engen und kleinen Interessen, sondern vom Standpunkt des Anderen aus. Wem es gelingt, einmal solche Ferien vom Ich zu machen, der wird auch dann, wenn er nicht verreisen kann, ein gutes Stück Erholung haben, vielleicht mehr Erholung, als wenn er zusammen mit dem lieben Ich verreist wäre. Darum versuchen wir es mit den Ferien vom Ich!

Leipzig Johannes Herz

Herr, Herr!

8. S. n. Trin.

Ihr, die ihr prahlt mit euren hohlen Taten,
Oft allzu dreist Ihn euren Herrn genannt:
Er kennt euch nicht, er hat euch nie gekannt —
Wann habt ihr je des Meisters Sinn erraten? J H

Kôdô und Christentum

Japanischer Staat und Christentum[1])

Nachdem in einem früheren Aufsatz die national-religiöse Ideologie des gegenwärtigen Japan dargestellt worden ist, soll noch in Kürze die augenblickliche Lage des Christentums besprochen werden. Daß es heute nicht leicht ist, in Japan zu missionieren, wird ohne weiteres einleuchten. Besonders gilt dies für Europäer. Japan hat sich immer dagegen gewehrt, daß die Europäer bei der Modernisierung Japans allzu deutlich als Lehrmeister hervortraten. Da sind die Techniker in derselben Lage wie die Missionare: Die von Deutschen konstruierten Flugzeuge werden z. B. ganz naiv als japanische Konstruktionen ausgestellt. Und in der Arbeit des Christentums ist der Missionar heute selbstverständlich nur der „Helfer", nicht der Führer, obwohl die Initiative vielfach doch vom fremden Missionar ausgehen muß, weil nur ein geringer Teil des japanischen Pfarrerstandes über die nötige Ausbildung und Aktivität verfügt. Doch sind die Veränderungen in der Lage des Christentums seit dem erneuten Hervorbrechen des religiös verklärten Staatsgefühls nicht einmal so sehr auffällig; erst ein Vergleich zur Lage in den Jahren 1921—31 zeigt, daß sich vieles verändert hat.

1. „Vorderseite und Rückseite"

Es mag seltsam sein, daß man erst heute wieder von der religiösen Verklärung des japanischen Staatsbewußtseins redet, wo doch das gegenwärtige Nationalbewußtsein von einer mehrtausendjährigen Geschichte gebildet worden ist. Es ist in der Tat immer dagewesen, nur gegenwärtig wieder besonders stark in den Vordergrund getreten. Es gibt eine Kategorie, die sich oftmals bei der Betrachtung japanischer Dinge als nützlich erweist, nämlich „Vorderseite" und „Rückseite". Bald kann die eine, bald die andere Seite nach vorn gekehrt werden. 1921—31 war die politisch-religiöse Ideologie mehr eine Unterströmung, die zwar den Lauf der Dinge auch bestimmte, aber leichter übersehen werden konnte.

Das waren z. B. die Jahre, wo die sozialistischen und kommunistischen Gedanken in Japan einströmten, wo die gesammelten Werke von Marx und Engels an allen Buchläden auf roten Fahnen angezeigt waren und gelesen oder ungelesen auf den Bücherborden der Leute standen, die mit der Zeit gehen wollten. Das war die Zeit, wo Japan dem Völkerbund angehörte und für Weltfrieden schwärmte. Hat doch der jetzige Kaiser seine Aera „shôwa", leuchtender Friede, genannt. In dieser Zeit hat das Christentum bedeutende Fortschritte gemacht. Die Zahl der Mitglieder der Nippon-Kirisutokyô-Kyokwai (presbyterianisch, amerikanisch-reformiert) stieg von 1921 bis 1930 von 34 044 auf 45 324; die der Kumiai-Kirche (kongregationalistisch) von 24 041 auf 31 167; die der methodistischen Kirche von 25 283 auf 35 902 (41,5 %); die der Seikôkai (bischöfliche Kirche) von 26 423 auf 37 348 (41,4 %). Der Jahresdurchschnitt der Taufen war in diesen Jahren etwa 15 000, gewiß wenig im Vergleich zu einem Bevölkerungszuwachs von jährlich rund einer Million, aber doch günstig im Vergleich zum Anfang des Jahrhunderts. Auch der Buddhismus hat in diesem Zeitraum Zeichen neuen Wachstums gezeigt; es entstanden buddhistische Versammlungshäuser im Stil christlicher Gemeindehäuser. Die buddhistische Wissenschaft blühte: eine Gesamtausgabe des chinesischen Kanons (Tripitaka) begann zu erscheinen. Auch wandte man sich auf buddhistischer Seite charitativer Tätigkeit im modernen Sinn zu, was eine völlige Neuheit war.

Es war ein Zeitalter des Aufnehmens von außen; aber nun kommt eine Zeit, wo Japan sich wieder auf sich selbst zurückziehen will.

2. Hemmnisse für das Christentum

Die Hemmnisse sind in keiner Weise bedrohlich. Es hat sich nur die bisherige „Rückseite" nach vorn gekehrt, und was bisher „Vorderseite" war, ist keineswegs verschwunden, sondern hat nur einen unscheinbareren Platz eingenommen.

So gilt das Christentum heute in Japan keineswegs als eine ausländische Angelegenheit. Stimmen wie die von Witte aus dem Jahr 1916 zitierte sind kaum mehr anzutreffen: „Wer die christliche Religion bekennt, kann dem Kaiser nicht die Treue halten und sein Land nicht lieben. Denn die Anhänger dieser perversen Sekte, die allein auf Christus sehen, können nicht die rechte Ehrfurcht vor der kaiserlichen Würde haben." Christentum ist heute eine japanische Angelegenheit, das Christentum eine der japanischen Religionen.

Dagegen steht es ein wenig im Geruch, eine internationale Angelegenheit zu sein, so daß infolge seines „internationalen" Geistes bei ihm die rechte Ausbildung des Japanergeistes zu kurz kommen könnte. Daran ist etwas Richtiges. Unter dem Einfluß der amerikanischen Missionare ist das Christentum mehr in die internationale Sphäre hineingestellt worden als nötig war, um seinen übernationalen Charakter festzuhalten. Die amerikanischen Missionen haben sich manchmal allzu stark an Augenblicksfragen der Politik beteiligt: im Krieg am Sieg der Weltdemokratie, später am Völkerbund.

Solange in Japan verhältnismäßig weite Kreise solchen internationalen Bewegungen positiv gegenüberstanden, hatte die christliche Arbeit eine Erleichterung davon, genau so wie die ersten starken Erfolge des Christentums in den 80er Jahren der Welle der Europäisierungsbestrebungen zuzuschreiben sind. Heute, wo das Denken und Fühlen des japanischen Volkes sich von internationalem Wesen abgewandt hat, macht sich diese Haltung als ein gewisses Hemmnis geltend. Vielleicht ist das jedoch dem Christentum heilsam. Es gibt in der Tat japanische Christen, die sich nur in der internationalen Luft des Missionsbetriebs mit seiner Vielsprachigkeit, seinen interessanten Gästen, wohlfühlen. Es gibt ein YMCA-Christentum,[2]) bei dem man manchmal meinen könnte, der internationale Geist sei die Hauptsache. Zum Glück handelt es sich dabei um verhältnismäßig kleine Kreise.

Ein weiteres Hemmnis ist folgendes: Die wenigsten Christen, auch nicht die Pfarrer, haben sich um eine

[1]) Vgl. den Aufsatz: „Die Verklärung des japanischen Staatsbewußtseins" in Nr. 11. Dort findet sich auch im dritten Abschnitt (513) die Erklärung des Begriffes Kôdô.

[2]) Young Men Christian Association, Christlicher Verein junger Männer. D H

klare Stellung zur national-religiösen Ideologie bemüht. Die meisten Christen sind heute in dieser Hinsicht hilflos.

Gewiß hat es gelegentlich Versuche gegeben, eine Synthese von Christentum und japanischem Staatsgedanken zu finden; so schrieb z. B. Ebina Danjo, der lange Zeit Rektor der christlichen Universität Dôshisha in Kyôto war, folgendes: „Wenn auch die Aufforderung zur Ahnenverehrung nicht als ein wesentlicher Bestandteil der christlichen Lehre angesehen werden kann, so steht sie doch nicht zu der Anschauung im Gegensatz, daß, als das japanische Reich gegründet wurde, seine ältesten Herrscher in Verbindung mit dem großen Geiste standen, der das Universum beherrscht. Die Christen mögen, ohne dadurch ihrem Glauben Gewalt anzutun, getrost anerkennen, daß die japanische Nation göttlicher Herkunft ist. Wenn wir uns vorstellen, daß die kaiserlichen Ahnen in enger Verbindung mit Gott standen, werden wir uns auch klar darüber werden, wie heilig das Land ist, in dem wir leben." Ich selbst habe immer versucht, meinen Hörern die Segnungen vor Augen zu stellen, die Gott dem japanischen Volk durch dies eine Kaiserhaus erwiesen hat, und gemeint, daß es dadurch Anrecht auf besondere Verehrung habe. Andere Christen haben eine halbgöttliche Stellung des Kaisers damit zu rechtfertigen gesucht, daß es in der christlichen Dogmatik Zwischenwesen zwischen Gott und den Menschen, die Engel, gebe.

Es ist aber merkwürdig, wie wenig solche Versuche in den Gemeinden beachtet werden. Tatsache ist, daß Christen sich freiwillig so gut wie nie an vaterländischen Kundgebungen, Besuch von Schreinen u. dgl. beteiligen. Das ist ein unklarer Zustand, der der Entwicklung des Christentums nicht förderlich sein kann.

Im Frühjahr 1933 wurde das Fest des Yasukuni-Schreins in Tôkyô, der dem Andenken der in den letzten Kriegen gefallenen Japaner dient, besonders feierlich, auch mit Schulferien, begangen. Es war ein Erinnerungstag der Nation an die in der Mandschurei und in Schanghai gefallenen Soldaten. Bei der Morgenandacht in einem Studentenheim, die ein japanischer Pfarrer hielt, wurde dies mit keinem Wort erwähnt, bis ich selbst noch einige Worte in dieser Richtung anfügte. Bei dem kurz darauffolgenden Geburtstag des Kaisers entschloß sich derselbe Pfarrer erst auf meine Vorstellung hin, dieses Tages im Gebet zu gedenken. Uebrigens findet sich bei ernsten Buddhisten nicht selten eine ähnliche Haltung.

Man kann, zum mindesten in den großen Städten, nicht behaupten, daß die Staatsorgane dem Christentum Schwierigkeiten bereiteten. Oft ist ihre Haltung sogar sehr wohlwollend. Allerdings kommt man nie ganz aus der Befürchtung heraus, die Kirchen sollten zu Propagandisten der Staatsidee und der Regierungspolitik gemacht werden. Wenn etwa die christlichen Sonntagsschulen, die vom Staat außerordentlich geschätzt werden, all die Anweisungen befolgen wollten, die das Kultusministerium schickt, so könnten sie bald nur noch Kaisertreue und Vaterlandsliebe lehren. Aber ein Hemmnis ist die Unklarheit, die auf diesem Gebiet herrscht. Nun ist seit Ende des letzten Jahrhunderts der Staatsshinto von der Religion getrennt und gilt amtlich als Verehrung des Kaisers und der Heroen, aber dann kommt es wieder vor, daß selbst ein Minister sich folgendermaßen ausdrückt: „Die Verehrung der Götter ist das leitende Prinzip für die Festigung des Landes." Es ist zuzugestehen, daß der Minister sich sprachlich nicht wohl anders ausdrücken konnte; aber wenn 35 Jahre nach der Trennung von Volksshinto und Staatsshinto noch solche Unklarheit herrscht, muß man befürchten, daß das beabsichtigt ist.

Der nationale Christenrat, der schon mehrmals Kommissionen eingesetzt hatte, um die Frage des Staatsshinto zu prüfen, und seine Stellung in Veröffentlichungen niedergelegt hat, hat 1932 wieder einmal einen Schritt in dieser Richtung unternommen. Die Lage schien günstig, weil die Regierung selbst eine Kommission zum Studium des Staatsshinto eingesetzt hatte. In der Anfrage, die damals an diese Kommission gerichtet wurde, heißt es:

1. Wir regen an, daß eine grundlegende Uebersicht über den Staatsshinto und ein genaues Studium seines Wesens endgültig die Frage entscheiden soll, ob er eine Religion ist oder nicht. Die Auskunft darf aber nicht zweideutig sein, noch den Anschein erwecken, als handle es sich um eine Ueberreligion.
2. Wenn der Staatsshinto außerhalb der religiösen Sphäre angesetzt wird, so müßte der Sinn und das Objekt der Verehrung so klargestellt werden, daß ein Unterschied zwischen Staatsshinto und Volksshinto hervortritt. Es müßten dann religiöse Riten, Fürbitten, Gebete, Verteilung von Amuletten, Darbringung von Opfern und die Beteiligung von Priestern (Götterbeamten) an Leichenzügen und überhaupt alle religiösen Funktionen vollständig aufhören.
3. Wenn aber Staatsshinto in das Reich des Religiösen einbezogen wird, so dürften diese religiösen Funktionen nicht zwangsweise vom Volk, auch nicht von Schulen und Militär, verlangt werden.

Aber die Hoffnung auf Klarheit war umsonst. Die hohe staatliche Kommission hat sich bald selbst wieder aufgelöst, ohne etwas geleistet zu haben, angeblich wegen der Schwierigkeit der Materie. Die vornehmen patriotischen Herren, die darin versammelt waren, haben sich gehütet, sich durch eine bestimmte Aeußerung den Mund zu verbrennen. Es ist überhaupt eine bedauerliche Kehrseite des so stark verwurzelten japanischen Nationalbewußtseins, daß es leicht ist, seinen Gegner mit irgendeiner früheren Aeußerung, auch wenn sie ganz positiv war, hereinzulegen!

Solange die gegenwärtige Unklarheit besteht, ist jede Kirche, jeder Pfarrer, jede christliche Schule dauernd der Gefahr ausgesetzt, von irgendeinem Patriotenverband aufs Korn genommen und des Mangels an Patriotismus geziehen zu werden. Es ist freilich in jüngster Zeit nur in einem einzigen Fall vorgekommen, nämlich bei der katholischen Universität Jôchi Daigaku. Auch hat sich dieser Angriff nicht besonders schlimm ausgewirkt. Aber einen Rückhalt hat in einem solchen Fall eine christliche Institution nirgends.

3. Synkretistische Versuche.

Es ist sehr merkwürdig, daß das Christentum von seiten ausgesprochener Patrioten zwar mit Scheu, aber doch auch mit einer gewissen neidischen Hochachtung angesehen wird. Man überlegt sich dort immer wieder, ob nicht doch das Christentum zum Unterbau der vaterländischen Ideologie geeignet sei, nachdem der Buddhismus sich durch seine Lethargie und der Shintoismus durch seinen Mangel an geistigem Besitz als ungeeignet erwiesen haben. Mir ist z. B. bekannt, daß ein Offizier des Kriegsministeriums sich an eine von einem Kirchenverband abgesplitterte Einzelgemeinde heranmachte, und bald begann man dort, Erlasse der Kaiser abwechselnd mit dem Evangelium zu verlesen. Solcher synkretistischer Versuche gibt es in Japan eine Unzahl; die meisten werden nicht beachtet. Die Gedanken vieler Studenten gehen in dieser Richtung. Bedeutende japanische religiöse Neubildungen, wie Tenrikyô, Kongokyô, auch Omotokyô, die zahlenmäßig viel mehr Anhänger haben als die christlichen Kirchen, sind in mancher Hinsicht als Versuche aufzufassen, christliche Ideen (oder ursprünglich vom Christentum ausgegangene, heute säkularisierte Ideen) mit japanischem Geistesgut zu verschmelzen.

Der jüngste, mir bekannte Versuch ist das „Haseiden" (Halle der acht Heiligen) des jüngstverstorbenen Politikers Adachi. Da stehen rechts und links von einem japanischen Götterspiegel je vier Statuen, links Christus, Sokrates, Konfuzius und Buddha, rechts Shôtoku Taishi, der erste große kaiserliche Förderer des Buddhismus in Japan, Kôbô Daishi, der große Popularisator des Buddhismus in Japan, Shinran Shônin und Nichiren Shônin, die besonders japanische Formen des Buddhismus geprägt haben. Hier wird also der Versuch gemacht, durch Summierung der geistigen und religiösen Typen der Welt die neue Ueberreligion zu schaffen, die Japan gerne hätte. In dieses Monstrum soll auch das Christentum eingeschmolzen werden. Adachi sagte in der Gründungsrede:

Wie es meinem Ideal entspricht, habe ich in der Mitte des Raumes einen japanischen Spiegel aufgestellt, links und rechts davon die Statuen der Heiligen. Unter unserer Staatsverfassung, die die religiöse Freiheit gewährleistet, ist der Glaube der ganzen Welt hier in einem kleinen Raum vereinigt. Ihr hervorragendes Geisteswerk, ihre umfassende Sittlichkeit verehren wir hier und freuen uns daran...

Ueber die Auswahl der acht Heiligen gab es zahlreiche verschiedene Ansichten; ich habe gerecht gewählt und verworfen und mich schließlich für diese Auswahl entschieden. Ueber Sokrates habe ich die Ansicht des Herrn T. eingeholt. Er sprach sich dahin aus, daß die Kultur Europas durch eine Vereinigung der Ströme Sokrates und Christus zustande gekommen sei, weshalb sie hier aufgestellt zu werden verdienten...

Von seiten der Shintoisten ist mir nahegelegt worden, auch Amaterasu Omikami (die Sonnengöttin, d. Vf.), Jimmu Tennô (den ersten Kaiser, d. Vf.) und Meiji Tennô (der Kaiser der Restauration 1852—1912, Kaiser seit 1867, d. Vf.) hinzuzufügen. Aber nach meinem Plan soll in der Mitte ein japanischer Götterspiegel stehen, welcher das Universum symbolisiert und das Götterland (Japan, d. Vf.) darstellt. Das Kaiserreich Japan ist durch diesen Götterspiegel dargestellt, und der göttliche Geist des Kaiserhauses steht außerhalb und über den acht Heiligen...

Es gibt große Weltprobleme, die überall, in allen Völkern und Kulturen auftauchen. In der Zeit des Weltverkehrs geschieht es vielfach sogar gleichzeitig. Christlicher Geist und nationaler Geist ist eines derselben. Wenn wir heute in Deutschland darum kämpfen, eine Lösung zu finden, die beiden gerecht wird, so kämpfen wir damit vielleicht stellvertretend Schwierigkeiten des jungen japanischen Christentums durch. Möge Gott uns eine Lösung schenken; denn die Ausbreitung des Christentums im Fernen Osten hängt davon ab, ob das Christentum in den alten christlichen Ländern wieder mehr, als es jetzt der Fall ist, zur ausschlaggebenden geistigen Macht wird. Erst wenn das geschieht, kann man darauf rechnen, daß es in Japan mit dem Christentum wieder einen tüchtigen Ruck vorwärtsgeht.

Berlin Karl Weidinger

Die Legende von Panthera,

dem Vater Jesu

In einem früheren Aufsatz (CW 1935, Nr. 7) haben wir die überraschende Mitteilung Emil Jungs, bei dem syrischen Kirchenvater Ephraem sei die Ueberlieferung zu finden, Jesus habe einen Lateiner zum Vater und eine Syrerin zur Mutter gehabt, geprüft und sind zu dem Ergebnis gekommen, daß diese Ueberlieferung nicht besteht, sondern eine Erfindung Jungs ist, der eine bei Ephraem oder vielmehr bei Jakob von Edessa überlieferte Sage vom künftigen Antichrist in willkürlicher Veränderung auf Jesus übertragen hat. Die angezogene Bemerkung des syrischen Kirchenvaters hat mit der Abstammung Jesu überhaupt nichts zu tun, sie gehört nicht einmal in die apokryphe Jesuslegende hinein. So kann auch keinerlei Zusammenhang zwischen dieser neuen Entdeckung und der bekannten jüdischen Legende von Panthera, dem angeblichen Vater Jesu, konstruiert werden. Die genannten syrischen Kirchenlehrer deuten nirgends auf sie hin; sie haben ja auch keinen Anlaß, von ihr zu reden, da ja in ihrem Text an der genannten Stelle von der Abstammung Jesu gar nicht die Rede ist.

Daß Dr. Jung die Panthera-Legende genauer erörtert, ist freilich von seinem Standpunkt aus verständlich. Er glaubt an seine Entdeckung: Jesus Sohn eines Lateiners — da muß ihm die Legende von Panthera eine willkommene Bestätigung sein.

Was erfahren wir von Jung über diesen Panthera? Aeltester Zeuge ist nach ihm Josephus; schon bei ihm soll Jesus als ben Panthera (Sohn des P.) bezeichnet sein. Es folgen die jüdischen Toledoth Jesu (Geschichten Jesu), weiter die Mitteilungen über Jeschu ben Pandera im Talmud, die schon die Abstammung von einem heidnischen Vater voraussetzen. Endlich geht er im weiteren Verlauf seiner Untersuchungen auf das „Wahre Wort" des Philosophen Celsus ein, dessen wichtigste Stücke wir aus der Widerlegungsschrift des Origenes kennen, und erörtert den von Celsus angeführten Abschnitt aus der mündlichen oder schriftlichen Polemik eines Juden, worin die angebliche Geschichte von der Verbindung des Panthera mit Mirjam mitgeteilt wird. Schon vorher wird das Vorkommen des Namens Panthera auf Grabinschriften behandelt: Träger sind meist Soldaten und Freigelassene. Besonders bemerkenswert ist ein 1859 in Bingen gefundener, jetzt im Museum zu Kreuznach befindlicher römischer Grabstein (mit Marmorstandbild), der einem Bogenschützen Tiberius Julius Abdes Pantera gewidmet war.[1]) Da die Kohorte, der er angehörte, im Jahre 6 n. Chr. aus Syrien nach Dalmatien, und im Jahre 9 n. Chr. an den Rhein versetzt war, so kann dieser Pantera ganz gut zur Zeit der Geburt Jesu in Palästina in Garnison gestanden haben. Der Verfasser bemüht sich, den Fall so darzustellen, daß auf Maria, die Mutter, keinerlei Makel fällt.[2])

Es wird nötig sein, daß die Kritik auch dieses Stück des neuen Jesusromans genauer untersucht. Es hat, wie sich zeigen wird, ebensowenig geschichtlichen Wert wie das angebliche Zeugnis des Ephraem.

Da ist zunächst festzustellen, daß die Figur des Panthera als des Vaters Jesu eine Erfindung der jüdischen Legende ist, und es muß als eine bedenkliche

[1]) Dieser Beiname zeigt, daß der Soldat kein Arier, sondern Semit war. Die Erklärung, die Jung (Herkunft S. 5) sich von dem Wiener Arabisten J. Swoboda hat geben lassen (abd es Pandera habe ursprünglich gelautet abd es sabanda), ist wenig wahrscheinlich. Entweder ist Abdes Schreibfehler für abd-el (also Sklave des Pandera) oder Abkürzung für abd-Isis (Sklave der Isis) — so Baudissin bei Deißmann in der Festschrift für Th. Nöldecke 1906, 871 ff.

[2]) Dieser Grabstein des Panthera wurde den Theologen wohl erstmalig durch A. Deißmanns „Licht vom Osten" bekannt gemacht (4. A. S. 57 f., wo auch eine Abbildung des Grabsteins, ebenso bei R. Eisler, Jesus Basileus I, Tafel XLV; der Figur fehlt leider der Kopf).

Sache angesehen werden, wenn ein deutscher Gelehrter zum Erweis der arischen Herkunft Jesu ein berüchtigtes Produkt jüdischer Schmähsucht heranzieht.[3]) Von entscheidender Bedeutung für die Frage der Verwertbarkeit dieser jüdischen Tradition ist ihr Alter. Die meisten Quellen, die Jung heranzieht, sind jung oder nicht sicher datierbar, so die Tholedot Jesu, der Josippon (der hebräische Joseph) und die talmudischen Erwähnungen des ben Pandera. Davon, daß der Geschichtsschreiber Josephus schon die Panthera-Sage gekannt haben sollte, kann gar keine Rede sein. Selbst der von Jung herangezogene jüdische Religionshistoriker R. Eisler, der doch Erkleckliches leistet an Kombinationen dieser Art, hält es für ausgeschlossen, daß Josephus Panthera als Bezeichnung des Vaters Jesu gekannt haben könnte.[4]) Das älteste greifbare und datierbare Zeugnis findet sich in der (angeblichen) jüdischen Streitschrift gegen die Christen, die Celsus (um 180) in sein Wahres Wort aufgenommen hat.

Nach dem Zeugnis des Origenes (I 32) hat Celsus in seinem Wahren Wort von dem Juden gehört oder aus der Schrift des Juden angeführt: die Mutter Jesu sei von dem Zimmermann, mit dem sie verlobt war, verstoßen worden, weil sie des Ehebruchs überführt worden sei und von einem Soldaten namens Panthera geboren habe.[5])

Hiernach ist die jüdische Sage von dem römischen Soldaten Panthera als dem Vater Jesu für uns zuerst bezeugt in einer griechischen Streitschrift, die der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts zuzuweisen ist. Die Ueberlieferung wird hiernach etwa in der ersten Hälfte oder in der Mitte des 2. Jahrhunderts aufgebracht worden sein; sie mag rasch unter Juden Verbreitung gefunden haben, hat aber wohl zunächst keine schriftliche Bezeugung gefunden.[6]) Damit stimmt überein, daß die ältesten talmudischen Geschichten, die den Namen Jesua ben Pantera aufweisen, aus der Zeit des Akiba (Wende des 1. oder Anfang des 2. Jahrhunderts) stammen; nur ist nicht sicher, ob die jüdischen Lehrer schon in dieser Zeit den Namen „Sohn des Panther" gebraucht haben.[7])

Irgendwelchen Geschichtswert wird man der Panthera-Ueberlieferung nicht zuschreiben können; denn nach der wahrscheinlichsten Erklärung stellt sie die jüdische Verzerrung der Ueberlieferung von der jungfräulichen Geburt Jesu dar, die erstmalig in den wohl nach 80 herausgegebenen Evangelien des Matthäus und Lukas schriftlich bezeugt ist. Die älteste christliche und auch die älteste jüdische Tradition kennt Jesus nur als den Sohn des Joseph und der Maria (vgl. Lukas 3, 23; 4, 22; Joh. 1, 45 und 6, 42); sie hat sich erhalten bei einem Zweig der Judenchristen, der von der heidenchristlichen Kirche im Lauf der Zeit als ketzerisch ausgeschlossen wurde. Als dann die auf einem theologischen Gedanken von bestimmter Prägung begründete Tradition von der jungfräulichen Geburt Jesu Christi aufkam und verbreitet wurde,[8]) haben die Juden entweder weiterhin, wie ein Teil der Judenchristen, die alte Ueberlieferung von Joseph als dem Vater Jesu festgehalten oder sie haben die neue, ihnen höchst ärgerliche Geburtstheologie aufgegriffen, ihr aber eine ungünstige Deutung gegeben: Jesus sei allerdings nicht der Sohn Josephs gewesen, sondern, wie man Matthäus 1, 18 f. angedeutet finden konnte, aus einem vorehelichen Verkehr seiner Mutter mit einem Fremden geboren. Zur gründlichen Diffamierung des angeblichen Messias der Juden erfand man einen nichtjüdischen Vater.[9])

Eine andersartige Auskunft der Juden setzt Tertullian voraus, wenn er sich ausmalt (Schauspiele Kap. 30), wie er bei der Wiederkunft des Herrn den Juden vorhalten will: hier ist der „Sohn des Zimmermanns und der Dirne", der Sabbathschänder, der Samariter, der Mensch, der den Teufel haben soll. Bei diesem lästerlichen Schlagwort ist Joseph der Vater geblieben, dafür Maria zur Dirne gemacht (wohl in Verwechslung mit der talmudischen Mirjam, der Haarflechterin, oder mit Maria von Magdala). Jung findet hier die Worte „Sohn des Zimmermanns und der Dirne" in der jüdischen Ueberlieferung nicht begründet und streicht darum die Worte „des Zimmermanns und", so daß übrigbleibt „der Hurensohn". Zu dieser Streichung liegt kein Anlaß vor, da „Sohn des Zimmermanns" durchaus eine der Kirche anstößige jüdische Ueberlieferung ist. Man sieht, daß bei den Juden verschiedene bösartige Behauptungen über die Herkunft Jesu umliefen: sie gehen entweder von der Vaterschaft Josephs aus oder von der vaterlosen Geburt, der sie eine bösartige Deutung geben.

Wie kam man auf den Namen Panthera? Hierfür gibt es zwei Erklärungen. Sehr ansprechend ist erstens die alte Vermutung, „Sohn des Panthera" sei eine Entstellung aus dem von den Christen gebotenen „Sohn der Parthenos" (Jungfrau), entstanden also aus der Umstellung der drei mittleren Konsonanten r th n. Die von Jung aufgeführten Inschriften haben nur den Wert, daß sie uns zeigen, daß Panthera im römischen Heer und unter dem Volk der Levante ein gebräuchlicher Name war. Möglich, daß er bei den Juden um seiner Bedeutung willen (wilder Panther als typischer Name für den gewalttätigen und aufdringlichen römischen Soldaten) bekannt war.[10])

Es kann aber noch zweitens eine anderweitige Ueberlieferung über die Vorfahren Jesu hier hineinspielen.[11] Der Kirchenvater Epiphanius († 420) berichtet in seinem Werk gegen die Ketzer (78, 7), Jakob, der Vater des Joseph (Matth. 1, 15 f), habe den Beinamen Pan

[3]) In der CW hat schon einmal eine Erörterung der Panthera-Legende stattgefunden: in dem berühmten „Offenen Brief an Herrn Professor Dr. Ernst Haeckel in Jena" von Professor Fr. Loofs (1899, 45, 1067/1072), wieder abgedruckt in Fr. Loofs, Anti-Haeckel 1903, 5. A. 1906, S. 12 ff.

[4]) Jesus basileus u basileusas II 1929, S. 353; vgl. Eislers Erklärung der Entstehung der Panthera-Legende, 349 ff.

[5]) Vgl. die Uebersetzung von Koetschau in der „Bibliothek der Kirchenväter", Origenes 2. Bd. 1926, S. 44.

[6]) Ob Celsus seine jüdischen Ueberlieferungen über Jesus aus einer Schrift oder aus mündlichen Mitteilungen schöpft, ist aus seinen Einführungsworten nicht sicher zu erkennen.

[7]) Vgl. die Texte bei Strack: Jesus, die Häretiker und die Christen (1910), S. 21 ff. In manchen Baraithas (Lehrsätzen), die in verschiedenen Büchern überliefert sind (Talmud, Tosephta), variieren die Bezeichnungen; es ist also nicht immer auszumachen, wie alt das ben-Panthera ist.

[8]) Vgl. dazu zuletzt M. Dibelius, Jungfrauensohn und Krippenkind, 1932 (CW 1934, 227).

[9]) R. Eisler zieht eine andere Erklärung vor: die Verdächtigung sei die jüdische Reaktion auf den Anspruch der Familie Jesu, von König David abzustammen (II, 351); wie mir scheint, gleichfalls erwägenswert. Anregung dazu kann, wie Eisler annimmt, sehr wohl die Geschichte von einer Priestertochter Mirjam gegeben haben, die einen Soldaten der König von Griechenland (Syrien) geheiratet hatte (Sukka 56 b).

[10]) J. Klausner, Jesus von Nazareth, 1930, 24 ff.; A. Deissmann, Festschrift für Nöldecke 871 ff.

[11]) Die Texte sind gesammelt bei H. L. Strack a. a. O. S. 8 ff.

ther gehabt.[12]) Hiernach wäre also Jesus von Vaters Seite Enkel eines Jakob Panther gewesen.

Eine Variante zu dieser interessanten, aber für uns nicht kontrollierbaren Tradition (daß sie auf Hegesipp zurückgeht, ist nur eine ansprechende Vermutung Zahns[13])) stellt diesen Panther und seinen Sohn Barpanther in die Ahnenreihe der Maria hinein. Wenn diese Angaben alt sein sollten, könnte ein Jude sie aufgegriffen haben: Der Name Panther ließ auf nichtjüdische Abstammung schließen, also bot sich hier ein Nichtjude unter den Stammvätern Jesu, und es lag nahe, wenn man nach dem Namen eines nichtjüdischen Vaters Jesu suchte, den von einer Stammtafel gebotenen Großvater oder Urgroßvater Jesu in den natürlichen Vater Jesu umzuwandeln.

Erwägenswert ist indes auch die umgekehrte Entwicklung: die christliche Legende griff den aus den parthenos entstandenen den Panthera auf und setzte den Namen in die Ahnenreihe Jesu ein, indem sie ihn entweder als Beinamen des Vaters des Joseph oder als Namen eines Ahnen der Maria anbrachte. Die Hypothese R. Seebergs,[14]) Panther sei in Wahrheit der Vater der Maria gewesen, ist zwar interessant begründet (vgl. die berühmten vier Frauen im Stammbaum Jesu bei Matth.), entbehrt aber der Wahrscheinlichkeit. Wie konnte der Vater der Maria in den Stammbaum des Joseph gesetzt werden und wie konnte aus dem Vater der Maria ihr Urgroßvater gemacht werden? Und daß die Erwähnung jener vier Frauen im Hinblick auf den gleichfalls nichtjüdischen Vater der Maria geschah, konnte der Leser unmöglich verstehen, wenn nicht auch der Vater der Maria genannt wurde, was aber nicht der Fall ist. Offenbar hatten schon die Evangelisten über die Herkunft der Eltern der Maria keine Kunde mehr.

Wir müssen zum Schluß noch einmal die oben behandelte Ueberlieferung vom Antichrist (sein Vater ein Römer, seine Mutter eine Danitin) heranziehen. Schon der jüdische Gelehrte S. Krauß (Das jüdische Leben Jesu, 1902, S. 216) bemerkt, der „lateinische" Vater in der Antichriststelle bei Jakob von Edessa erinnere an den römischen Soldaten Panthera bei Celsus, wie das „Hinschleichen" zum sündigen Umgang ebenso auffallend an den in den Tholedoth Jesu erzählten ähnlichen Vorgang erinnere. Sollten nicht doch Beziehungen zwischen beiden Ueberlieferungen bestehen? (Die Meinung Jungs, schon bei Jakob oder Ephraem sei eine entsprechende Ueberlieferung über Jesu Geburt vorausgesetzt, bleibt natürlich außer Betracht.)

Wir erwägen nach unseren Ausführungen zunächst, ob der Einwirkungsprozeß nicht in umgekehrter Richtung stattgefunden haben könne: der römische Vater des Antichristus das Urbild des Panthera. Das ist nicht wahrscheinlich, da erstens der römische Vater des Antichrist, wie oben gesagt, erst eine Erfindung der Kirchenväter ist, und zweitens die Aehnlichkeit bei genauerem Zusehen gar nicht so groß ist: beim Antichrist ein Lateiner als Vater, bei Jesus ein Soldat Panthera, d. h. was auf der einen Seite betont ist, fehlt auf der anderen Seite; insbesondere fehlt in der jüdischen Jesuslegende die Hervorhebung der römischen Herkunft, die für die Antichristlegende wesentlich ist; denn ein Soldat Panthera kann auch ein Grieche sein, ist sogar in erster Linie als Grieche, besser als hellenisierter Orientale zu denken.

Dieser unter zweitens festgestellte Tatbestand macht aber auch die andere Möglichkeit zunichte: der lateinische Vater des Antichrist setze den Panthera-Vater Jesu voraus (Krauß): es wäre ja das Wesentliche (der Beruf und der Name) gestrichen und ein unwesentliches oder besser nicht vorhandenes Moment (die lateinische Herkunft) für den Antichrist betont worden. Unser Ergebnis: der lateinische Vater des Antichrist und der Panther der Jesuslegende haben nichts miteinander zu tun.

Das gleiche gilt von dem verwandten Moment des Hinschleichens zum sündigen Umgang. Dies Motiv gehört zu einer jeden ausgemalten Verführungslegende; seine Aufnahme in die Antichristüberlieferung ist noch besonders beeinflußt worden durch das Symbol der Schlange. Und dazu ist nicht die Jesuslegende, vielmehr die antike außerchristliche Herrschermythe heranzuziehen, in der der göttliche Vater gelegentlich in der Gestalt einer Schlange zu der auserwählten Mutter „heranschleicht".[15])

Die Panthera-Legende hat somit ebensowenig geschichtlichen Wert wie die angebliche syrische Ueberlieferung von einem lateinischen Vater und einer danaitischen Mutter Jesu. Also bleibt es bei der neutestamentlichen Ueberlieferung von der „jüdischen" Abstammung des Christus Jesus. Das scheint nun freilich heute kein so sehr erfreulicher Tatbestand zu sein, und es erscheint sogar höchst unzeitgemäß, wenn Theologen sich darum bemühen, alle Versuche, einer nichtjüdischen Herkunft Jesu auf die Spur zu kommen, zu widerlegen. Aber es würde auch für Jesusverehrer rassenbewußter deutscher Art kein besonderer Gewinn sein, wenn sich etwa die doppelrassige Abstammung oder die Herkunft Jesu aus dem ehebrecherischen Verhältnis seiner Mutter mit einem römischen Soldaten als wahr oder als wahrscheinlich erwiese. Weiter, für deutsche Wissenschaft gilt es noch immer als oberste Richtschnur, zu fragen: Was ist wahr?, und nicht: Wie wünschen wir den Verlauf der Geschichte? Und es stünde schlimm, wenn wir Gelehrten dem deutschen Volke die Ergebnisse unserer Forschung und damit die geschichtliche Wahrheit, so wie sie sich uns darstellt, vorenthalten wollten.

Gleichwohl stehe auch ich nicht an zu erklären, daß die Frage: War Jesus wirklich Jude? ernsthaft zu erörtern ist. Was ich ablehne, ist dies: daß man jüdische Legenden in geschichtliche Wahrheiten umdichtet oder daß man Ueberlieferungen erfindet, die es nie gegeben hat, womöglich um ein Ergebnis zu erzielen, das uns und einigen Zeitgenossen bei oberflächlicher Betrachtung angenehm ist; solches Verfahren widerstreitet der Würde der Wissenschaft. Um so ernster ist die andere Fragestellung zu nehmen: Zeigt sich Jesus in seinen Reden und Taten als Jude? Oder geht vielmehr aus beidem eine nichtjüdische oder überjüdische Geisteshaltung hervor? Hiervon künftig mehr.[16])

Halle a. S. Hans Windisch

[12]) Auch in einem schwer datierbaren Josippon-Zitat (Eisler I, 471 ff.) heißt Jesus Sohn Josephs, des Sohnes des Panthera.

[13]) Zahn, Forsch. VI, 266 f.

[14]) Theolog. Festschrift f. Nathanael Bonwetsch (1918), S. 13 ff. Vgl. noch Billerbeck, Kommentar zum Neuen Testament I, 36 ff.; A. Meyer in Henneckes Handbuch zu den Neutestamentlichen Apokryphen (1904), S. 48 ff.

[15]) Bekanntestes Beispiel die Sage von der Geburt des göttlichen Kaisers Augustus bei Sueton, Augustus, Kap. 94.

[16]) Ich verweise vorläufig auf die umsichtigen Darlegungen von Joh. Leipoldt, War Jesus Jude? in: Gegenwartsfragen in der neutestamentlichen Wissenschaft, Leipzig 1935.

Die Weltanschauung der indischen Denker

Die Weltanschauung der indischen Denker. Von Alb. Schweitzer. München, Beck. 201 S. 3,80; geb. 5 M.

Als uns vor Jahren der vorbildliche Pionier abendländischer Kultur Albert Schweitzer seine Erlebnisse und Beobachtungen eines Arztes im Urwalde Aequatorialafrikas unter dem Titel ‚Zwischen Wasser und Urwald' schenkte, da wurde die Lektüre dieses einzigartigen Buchs zum wirklichen Erlebnis. Denn so wie Schweitzer die Dinge hier sah und die seelische Eigenart seiner schwarzen Patienten vor Augen führte, war es nirgends zu finden, und es werden wohl viele Leser die Hoffnung gehegt haben, außer den inhaltreichen, sachlich gehaltenen ‚Mitteilungen aus Lambarene' einmal eine lebensvolle Schilderung der viel erörterten und doch so rätselhaften primitiven Psyche, vor allem auch hinsichtlich ihrer religiösen Haltung, zu bekommen. Wer so wie Schweitzer in seinem Urwaldspital täglich urtümlich empfindende, von europäischer Kultur noch fast völlig unberührte Menschen in den verschiedensten Lebenslagen zu beobachten Gelegenheit hat, kann uns wertvollste Beiträge und Aufschlüsse zur ethnologischen Psychologie übermitteln.

Statt dessen hat uns Schweitzer jüngst mit einer Darstellung der Weltanschauung der indischen Denker überrascht, mit dem Untertitel ‚Mystik und Ethik', der darauf hindeutet, daß er diese Arbeit gewissermaßen als Teil seiner kulturphilosophischen Auseinandersetzungen in ‚Verfall und Wiederaufbau der Kultur' sowie ‚Kultur und Ethik' (ebenfalls bei Beck, München) eingereiht wissen will. Da nach seiner Ansicht unter uns „eine große Unwissenheit gerade in bezug auf das indische Denken vorhanden" sei, so möchte Schweitzer mit seinen historischen Analysen „den Gebildeten unserer Zeit die großen Persönlichkeiten des indischen Denkens, die Probleme, mit denen es beschäftigt ist, und die Ideen, die es vertritt", besser bekanntmachen, als dies bisher der Fall war. Könne es ja doch „für unser Denken nur eine Klärung und Bereicherung bedeuten, in das indische Einblick zu gewinnen und sich mit ihm auseinanderzusetzen". Es hätte sich freilich der ungewöhnlich kenntnisreiche Vf. dabei nicht verhehlen sollen, daß er sich auf ein Gebiet begibt, auf dem er nicht Fachmann ist und das in der menschlichen Geistesgeschichte eine ungeheure Fülle von Problemen bietet. Er mag das wohl selbst gefühlt haben, da im Vorwort die hervorragendsten Indologen des letzten Jahrhunderts aufgeführt werden, unter denen ich nur Rud. Otto vermißt habe, der nicht hätte fehlen dürfen.

Wenn auch aus methodischen Gründen eine gewisse Systematisierung ethisch-religiöser Haltung als zweckmäßig erscheint, so darf dabei nie übersehen werden, daß die Fülle des Lebens jegliche Begriffsformulierungen sprengt. Wenn z. B. Schweitzer den Satz prägt: „Die indischen Arier entscheiden sich für die Welt- und Lebensverneinung, die iranisch-persischen und die europäischen für Welt- und Lebensbejahung" (S. 3), so muß er doch selbst bald zugeben, daß das indische Denken „in seiner Entwicklung der Welt- und Lebensbejahung immer größere Zugeständnisse macht, bis es zuletzt durch die nach und nach zu voller Entfaltung gelangende Ethik zur uneingestandenen oder eingestandenen Preisgabe der Welt- und Lebensverneinung gezwungen wird" (S. 5). Es läßt sich eben, worauf H. von Glasenapp (Königsberg) in seiner ausführlichen Buchbesprechung: ‚Lebensbejahung und Lebensverneinung bei den indischen Denkern' (XXII. Jahrb. d. Schopenhauer-Gesellschaft f. d. Jahr 1935, S. 177 ff.) hingewiesen hat, in praktischer Hinsicht ein wesentlicher Unterschied zwischen den „lebensverneinenden" Indern und den „lebensbejahenden Abendländern" nicht feststellen. Sei doch „nach indischer Anschauung die Erlösung nur eines von den Zielen des menschlichen Lebens — die anderen seien Liebe, Erwerb und Pflichterfüllung". „Eine Darstellung der indischen Weltanschauung, die auf Vollständigkeit Anspruch erheben will", müßte nicht nur, wie das Schweitzer vielfach tut, das asketische Schrifttum der Mystiker und Mönche heranziehen, sondern auch „die Werke indischer Dichter und Denker, in welchen Daseinsfreude, Tatendurst, heroischer Sinn, Lebensklugheit und werktätige Nächstenliebe einen Ausdruck gefunden" haben. Ja auch eine ganze Reihe von philosophischen Systemen gibt es in Indien, welchen asketische Gedanken fernliegen; der Lingakult, der Shaktismus und die Krishnaverehrung mit ihren Fruchtbarkeitsriten zeigen aufs deutlichste, daß auch im Gebiete des religiösen Glaubens nie eine einseitige Lebensverneinung Platz gegriffen hat. Mit Recht weist Glasenapp auch darauf hin, daß Schweitzer nicht allein die Bedeutung der geistigen Uebungen, also vor allem des Yoga (vgl. dazu J. W. Hauer ‚Der Yoga als Heilsweg, nach den indischen Quellen dargestellt', 1932), für die indische Ethik entging, sondern auch das neuerdings als religionsgeschichtlich bedeutsam und historisch höchst einflußreich erkannte „Phänomen des Kults des weiblichen Weltprinzips, des Shaktismus", der auch in der älteren indologischen Literatur meist ignoriert oder falsch dargestellt worden war. Denn gerade der Tantriker sucht durch mystische Zeremonien eine Ueberwindung und Läuterung der Welt zu erreichen, um „den Geist aus der Umklammerung durch niederes Verlangen zu befreien und dem Ewigen und Ueberirdischen zuzuwenden". Es sind das alles weltanschauliche Momente, die ähnlich der „Lehre von der allmählichen Läuterung durch gute Taten, von der Erlösung durch uninteressiertes pflichtgemäßes Handeln, von der aktiven Tätigkeit der auf ihr Nirvâna verzichtenden Bodhisattvas" unter Schweitzers Definition der Welt- und Lebensbejahung fallen, nämlich, daß „der Mensch das Sein, wie er es in sich erlebt und wie es sich in der Welt entfaltet, als etwas an sich Wertvolles ansieht und dementsprechend bestrebt ist, es in sich zur Vollendung kommen zu lassen, und es um sich her, soweit sein Wirken reicht, zu erhalten und zu fördern", also „dem Nebenmenschen, der Gesellschaft, dem Volke, der Menschheit und überhaupt allem Leben in höchstem Wollen und Hoffen zu dienen".

Die einzelnen Epochen (Lehre der Upanishaden, Samkhya-Lehre, Jinismus, Buddha und seine Lehre, Hinduismus und Bhakti-Mystik, Bhagavad-Gita, Neu-indisches Denken) werden von Schweitzer unter verschiedentlichem Vergleich mit dem abendländischen Denken lebensvoll geschildert, wobei er bemüht ist, die Mängel indischen Denkens aufzuzeigen. Im Gegensatz zu J. W. Hauers programmatischer Schrift über ‚die Bhagavadgita, den Gesang des Erhabenen', unter dem Titel: ‚Eine indo-arische Metaphysik des Kampfes und der Tat' (W. Kohlhammer, Stuttgart), der sie als den Versuch betrachtet, „die beiden Lebenspole indogermanischen Wesens, Einkehr in die schaffenden Tiefen der Seele und der Welt, und Hinkehr zu einem Leben der Tat und des Kampfes in schöpferische Spannung zu bringen", vermißt A. Schweitzer in dieser sphinxartigen philosophischen Dichtung „die Idee der tätigen Liebe"; mit seiner mystischen Relativierung von Gut und Böse sei solcher ethische Quietismus ein rauchendes Feuer, aus dem keine Flamme herausschlägt". Und in diesem Punkt gibt auch Glasenapp Schweitzer recht, wenn dieser darauf hinweist, „daß in den indischen Erlösungslehren das quietistische Ideal stark hervortrete und daß dadurch vielfach die ethische Aktivität gelitten habe" ... „Aber" — und hier werden wir wieder Glasenapp weithin zustimmen — „die Hochschätzung tugendhaften Wirkens darf auch nicht zur Unterschätzung der entsagungsreichen Arbeit am eigenen Selbst führen. Gerade das Beispiel vieler großer religiöser Lehrer der Menschheit, die lange in stiller Zurückgezogenheit frommer Beschauung gelebt haben, zeigt uns, daß das Handeln allein nicht den alleinseligmachenden Weg zur Vollkommenheit darstellt. Der europäische Mensch mit seinem rastlosen Drange nach immer neuer Betätigung hat es vielfach verlernt, sich in stiller Betrachtung in den Urgrund alles Daseins zu versenken und die Dinge von selbst reifen zu lassen. Indien hat diese Abgeklärtheit, die über den Dingen steht, stets zu bewahren gewußt, seine Geistesgeschichte ist deshalb nicht so oft durch Ausbrüche eines zwar ethischen Motiven entspringenden, aber in seinen Wirkungen verhängnisvollen Fanatismus befleckt worden wie die Europas."

Seine Grundgedanken faßt A. Schweitzer im Schlußabschnitt: ‚Rückblick und Ausblick' nochmals zusammen, indem er abendländisches und indisches Denken einander gegenüberstellt und „Ethik als höchste Erhaltung des eigenen Lebens im Vollkommener-Werden und höchste Erhaltung von anderem Leben in empfindender und helfender Hingabe" definiert. „Was wir Liebe nennen, ist seinem Wesen nach Ehrfurcht vor dem Leben." Zwei Arten von Mystik unterscheidet Schweitzer schließlich: „diejenige, die sich aus der Annahme einer zwischen dem Weltgeiste und dem Menschengeiste bestehenden Identität ergibt und diejenige, welche sich aus der Ethik herleitet" ... „Nach den bisher ergebnislosen Versuchen, Welterkenntnis und Ethik miteinander zu einer Weltanschauung zu vereinigen, sollte das Denken der Menschheit dazu fortschreiten, die Weltanschauung der Ethik zu entnehmen." [1])

München R. F. Merkel

[1]) Vgl. auch den Aufsatz von Weinel: „Kommt das Heil von der Mystik?" auf Sp. 457 ff.

Scheinwesen

In seiner liebenswürdigen Art, mit dem Wunsch, Gegner zu verstehen und dennoch sein christliches Gewissen zu dokumentieren, spricht Rade von der Not des Individuums, das zwischen den Richtungen und Anforderungen heute steht (CW 1935 Sp. 303).

Als ein Dichter, der nicht nötig hat, sein Deutschsein erst zu beweisen und in dessen Schaffen das Christentum mehr als in dem Schaffen anderer Dichter entscheidend ist, möchte ich dies sagen: Es handelt sich kaum um eine Entscheidung, wenigstens für den nicht, der Christ ist und der da weiß, was das heißt: Christ sein. Es kann sich nicht um Entscheidung handeln, sondern um Besinnung... Das Schmerzlichste für mich ist das, daß auch in den Reihen der Christen oft nicht gesehen wird, was das heißt. (Ich meine hier nicht Rade.) Es fehlt Besinnung bei manchem Geistlichen, bei manchem Laien. Besinnung auf zwei Tatsachen: daß das Christentum in furchtbarer Weise angegriffen ist, und daß Er unser Zeugnis restlos und unmißverständlich fordert... Tröstlich mag dabei sein, daß zwangsläufig diese Situation uns zwingen wird, den Christenbruder überall dort zu sehen, wo Christentum ist. Der Christenglaube ist einzig der Glaube an Den, der ihn uns gelehrt hat, von dem wir den „Funken" erhielten, in seinem Wort, das uns so erschüttert, wie es einst die Jünger erschütterte. Es hilft nicht: wer Christ ist, muß sagen, daß er es ist, und er muß beweisen, daß er es „wirklich" ist. Was heißt das? Er muß die Wahrheit bezeugen unter jedem Opfer.

Rade hat das Chaos der hundert und mehr Meinungen erlebt. „Man wird ganz irre." Aber man braucht sich nur zu besinnen, da hört alle Irrnis auf. Rade zitiert das Evangelium: „Wohin sollen wir gehn? Du hast Worte des ewigen Lebens." Das ist es! Aber dann fängt das nächste Kapitel an: und die Worte des ewigen Lebens müssen gesagt werden. Müssen gesagt werden! So verwunderlich das sein mag in dieser Zeit, daß man erst noch sagen muß, welches Worte des ewigen Lebens sind — es wären dann auch Worte eines Bekenntnisses. Und ich für meine Person finde noch furchtbarer als die Tatsache, daß „deutsche" Artgläubige und „deutsche Christen" auf Bekenntnischristen losschlagen, die Tatsache, daß beispielsweise heute noch Christen, die vordem „orthodox" hießen, zu Leuten, die vordem „liberal" hießen, etwa sagen: „Warst du nicht ehedem bei der Bewegung der Freunde evangelischer Freiheit?" Gott mag wissen, was solche Menschen bewegt. Ich weiß es nicht. Hier sehe ich das Chaos der Meinungen und die Irrnis mehr noch als da, wo „deutscher Glaube", „deutsche Christen" mit „Bekenntniskirche" zusammenstoßen. Ich möchte lieber sagen: „Bekennendes Christentum"; denn in allen Notzeiten hat es bekennen müssen, und es hat sich dem nicht entzogen. Es ist aber widersinnig, nicht überall da den Bruder zu sehen, wo er bekennt.

Sind uns denn noch nicht die Augen aufgetan? Kann das Evangelium mißverstanden werden? Zwingt es nicht in jedem seiner entscheidenden Worte sowohl zur Besinnung als auch zum Bekenntnis: dies Wort ist wahr, und weil es wahr ist, darum stelle ich mich neben es, auf daß es nicht verlassen sei, und damit Der nicht verlassen sei, der es sprach? Darf es unter Christen eine Diskussion darüber geben, ob Christus ein Jude oder ein Arier war? Ist, unter Christen, das nicht der erste Schritt von der Ebene, auf der Er sprach, hinweg, hinab? Wer die Frage, ob Christus ein Jude oder ein Arier war, lösen will, mag das versuchen. Wir wissen, daß die Frage gar nicht zur Debatte steht, weil wir wissen, daß Christus der Gottmensch war, in dem die Frage, ob Jude oder Arier, aufhört.

„An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!" Ist das wahr oder nicht? Abermals eine Frage, die für den Christen den Sinn verliert. Der letzte und innerste Mensch ist in der Tat nur an seinen Früchten, nicht aber an seiner Konstitution zu erkennen. Wer das bekennt, der wird auch gern bekennen, was deutsch ist und daß Deutscher-sein dem Christ-sein nicht widerspricht. Wir haben untrügliche Kennzeichen für das, was deutsch und was christlich ist.

„Alles, was ihr wollt, daß euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen." „Liebe Gott und deinen Nächsten wie dich selbst, darin hanget das ganze Gesetz und die Propheten." „Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen." „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist." Das ist christlich.

Wer die Demut lästert und sie als Untugend schmäht, hat sie nicht verstanden. Aus ihr haben Generationen die Kraft zur Liebe, zur Hilfsbereitschaft, aber auch zur Standhaftigkeit in bösen Zeiten geholt. Demut ist das Gegenteil aller Ueberheblichkeit und wahrlich eine Quelle der Besinnung auf sich selbst und auf alles das, was Gottes ist. Allem und jedem Nichtchristentum sein Christentum entgegenzustellen, das ist heute die Aufgabe, die uns gestellt ist, ob wir nun geruhige Kirchenchristen oder Ringende um das Verständnis des ewigen Christus waren oder sind. Darf denn heute — unter Christen — noch gefragt werden: „In welchem Sinne glaubst du an die Auferstehung?", wenn der Bekennende und Gefragte glaubt, daß Christus und seine Botschaft lebt? Es ist eine furchtbare Warnung angeschrieben für alle, die es angeht, also für alle Christen: ob sie nun endlich sich als Brüder erkennen und begreifen wollen. Wer als Protestant oder Katholik nicht in Naumburg (in dessen Dom protestantisch gepredigt wird) und in Bamberg (in dessen Dom katholischer Gottesdienst abgehalten wird) den gleichen Sinn und Geist von den Wänden und Figuren widerspiegeln sieht, wideratmen fühlt, nicht an beiden Orten den gleichen Geist des Christentums vernimmt und zugleich den gleichen Hauch deutscher Seele — wehe ihm! Wer nicht in Silesius' (des Katholiken) frommen Liedern und cherubinischen Versen, wer nicht in Taulers frommen Predigten ebenso die Frommheit deutscher Rede fühlt wie in Luthers frommen Gesängen und Predigten — wehe ihm! Wer nicht in des tiefen Novalis Liedern und denkerischen Worten des Christentums Ringen um neue Lebendigwerdung spürt, die Sehnsucht, daß noch einmal eine „Christenheit" in „Europa" da sein möge, der ist nicht weit in der Erkenntnis gekommen. Wer kennt Hölderlins Gedichte „Patmos" und „Der Einzige"?

Es hindert aber eine Scham
Mich, dir zu vergleichen
Die weltlichen Männer. Und freilich weiß
Ich, der dich zeugte, dein Vater,
Derselbe, der———

Das steht im „Einzigen". Und dies in „Patmos":

Nah ist
Und schwer zu fassen der Gott.
Wo aber die Gefahr ist, wächst
Das Rettende auch.
In Klüften wohnen
Die Adler und furchtlos gehn
Die Söhne der Alpen über den Abgrund weg.
Auf leicht gebaueten Brücken.
Drum, da gehäuft sind rings
Die Gipfel der Zeit
Und die Liebsten nahe wohnen auf
Getrenntesten Bergen—
So gib unschuldig Wasser,
O Fittiche gib uns, treuesten Sinns
Hinüberzugehn und wiederzukehren...

Der Seher,[1]) der in seliger Jugend war
Gegangen mit
Dem Sohne des Höchsten, denn es liebte
Der Gewittertragende die Einfalt
Des Jüngers und es sahe der achtsame Mann
Das Angesicht des Gottes genau,
Da, beim Geheimnisse des Weinstocks, sie
Zusammensaßen, zu der Stunde des Gastmahls,
Und ruhig ahnend in der großen Seele den Tod
Aussprach der Herr und die letzte Liebe, denn nie genug
Hatt' er von Güte zu sagen
Der Worte, damals, und zu erheitern, da
Er's sahe, das Zürnen der Welt.
Denn alles ist gut. Drauf starb er und es wäre vieles
Zu sagen davon. Es sah'n ihn aber, wie er siegend blickte,
Den Freudigsten die Freunde noch zuletzt.

.....Denn noch lebt Jesus.
Es sind aber die Helden, seine Söhne
Gekommen all, und heilige Schriften
Von ihm. Und den schnellen Blitz erklären
Die Taten der Erd', ein Wettlauf, unaufhaltsam. Er
Ist aber dabei. Denn seine Werke sind
Ihm alle bewußt von jeher.

Ist das nun ein Prophet? Wehe, wer es nicht weiß. Ist er ein deutscher oder ein christlicher Prophet? Die Frage hat keinen Sinn. Er war beides. Es hat keiner tiefer ins deutsche Wesen geschaut. Man kann heute gleich tief ins deutsche Wesen schauen. Wenn man Treue sagt, Treue zum Menschen, Treue zu Erkanntem, Treue zum Volk, Treue zu göttlicher Lehre, die aus dem Blut heraufleitet in den Geist, so ist solche Treue wesensanders als Fanatismus. Auf dem Wege des Christentums liegt viel Fanatismus am Boden; man lasse ihn nicht wieder aufstehn. Auf dem Wege des Christentums ist christliches Werk und Tun, viel Güte, Gnade, Vergebung lebendig gewesen; wo heute wirklich Christen sind, da sind diese Tugenden noch lebendig. Besinnung weiß es. Besinnung läßt sich nicht von andern Worten ins Gegenteil verzaubern. In der christlichen Kunst, der Plastik, den Domen, den Bildern, den himmlischen Tönen der Meister, in der christlichen Legende, dem Mysterienspiel bis hin zu den Werken von Klopstock, Brentano, Novalis, Hölderlin, Keller, Mörike bis zu den christlichen Dichtern der Gegenwart ist vorgezeichnet im Lauf der Jahrhunderte, was deutsche Frömmigkeit ist. Vorgezeichnet auch in den Werken der Nächstenliebe. Ich habe nie einen Widerspruch zwischen Deutschsein und Christsein verspürt. Ich brauche auch keine Belehrung darüber, was deutsch ist. Ich weiß es. Im Grunde weiß es Jeder, wie Jeder auch weiß, was anständig und nicht anständig ist. Es ist nicht wahr, daß das Christentum einer „Ergänzung" bedürfe aus deutscher Art. Ich brauche nur die Bilder Grünewalds, Dürers, Rembrandts anzusehen, brauche nur Kellers „Sieben Legenden" zu lesen, brauche nur Luthers Erscheinung vor mich hinzustellen, den Novalis mir zu vergegenwärtigen, den Hölderlin, von Heutigen die Wittig, Otto zur Linde und andere Deutsche, die den „Einzigen" bekennen, um zu wissen, daß die vollgültige, unausrottbare Sichtbarkeit und Erlebbarkeit des Christentums im Deutschen da war und da ist. Ohne Gewalt am Christentum. Und ohne Gewalt am Deutschen, der im reinen Christentum sich vollendete. Fehlt etwas an deutscher Art, das im Christentum nicht zur Entfaltung kam? Her damit, daß am Christentum sich's erprüfe! Aber ich bitte: man nenne nicht etwas Christentum, was nicht zutiefst Christentums ist. Macht man denn für die Fehler, die etwa einem katholischen oder evangelischen Geistlichen anhaften, das Christentum verantwortlich? Ich kann nur wiederholen: diese Zeit der Unruhe, des Kampfes, muß zwangsläufig uns dahin führen, aus dem Evangelium die wesentlichen, nein, ewigen Worte hervorzuholen und an ihnen zu prüfen alles und jedes Geschehen. Und wenn nun das Christentum zum Kampfe berufen ist, dann darf, dann kann es nur den Kampf um den Geist kämpfen, und kann und darf ihn nur geistig kämpfen. „Wer Ohren hat zu hören, der höre!"

Ich bin je und je für religiösen Frieden gewesen, aber wenn das Christentum verächtlich gemacht wird, wenn gesagt wird, das Christentum müsse heute, 1935, erst einmal „deutsch" gemacht werden, dann ist das ein schwerer Angriff — auf das Christentum und auf die deutsche Seele, aus der in Jahrhunderten Wunder erblühten. Jeder Christ muß das als Angriff auf das Christentum und auf sich selber fühlen. Angriffe wehrt man ab. Es ist nicht wahr, daß das Christentum bisher nicht deutsch war, es ist banal, zu sagen, daß im Christentum einmal oder das andere Mal Entartungen waren, es muß erkannt werden, wie sehr und wie hoch und wie geistig und doch wie volksnahe in Jahrhunderten das Christentum sich bezeugt hat, in der Tat, im Wort, in himmlischen Tönen der großen Musiker, in der himmlischen Sichtbarmachung des Mysteriums in der Kunst, das über Nationen hinausreicht. Und wenn wir das Höchste nicht Gott nennen wollten (ich kenne auch solche und sehr fromme Menschen, die es nicht Gott nennen, die ohne Gott zu leben sich anschickten), so werden wir doch immer wieder auf jene „ewigen Worte" des Einen zurückkommen, der nicht die Unwahrheit sprach, als er sagte: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben." Worin aber, in welchem Wort und in welcher Lehre er Weg, Wahrheit und Leben ist, das zu sagen und mutig zu bekennen, das ist nun die Aufgabe des Theologen, des Dichters und jedes Christenmenschen. Denn es steht nichts anderes als der Bestand des Christentums, der Bestand seiner Substanz auf dem Spiele.

Ich weiß, was die Kirchen versäumt haben, was manche einzelne Theologen versäumt haben, wenn sie

[1]) Johannes.

Ketzerrichter waren gegen solche, die nicht den gleichen Buchstaben mit ihnen bekannten, auch wenn die „Andern" in vielleicht größerer Liebe brannten; wenn die hohen Worte des Novalis, des Hölderlin nicht vernommen wurden, geschweige daß sie aufriefen zur großen Tat, die immer nur die eine, die aus der Liebe sein kann; wenn die große christliche Dichtung seit dem Ausgang des Kirchenliedes nicht gekannt, nicht gehört wurde, so daß sehr enge Theologen herumgehn und vortragen konnten, es gebe heute keine christliche Dichtung. Unzählige Meister der Tonkunst, des Wortes, der Bildkunst, der Plastik sind dagewesen und ausgesperrt gewesen, soviel auch von Bamberg und Naumburg und anderen Domen die Rede gewesen ist. Erheben wir uns heute über die Bitterkeit, daß das so war, und bekennen wir, nicht nur gegen die Deutschgläubigen, sondern gegen Jeden, der das Christentum mißkennt: da ist es, das Christentum, und die Seele deutscher Künstler hat es gestaltet, wie der fromme Prediger stets gelehrt hat. Die theologische Wissenschaft allein wird heute nur zum geringsten Teile das Christentum retten, wenn es nicht sich selbst, als geistige und seelische Macht, im Sinnbild rettet, im Sinnbild der Tat der Liebe, im Sinnbild des gestalteten Wortes, im Sinnbild des Tons und des sichtbaren Werks, im Sinnbild vor allem des — Opfers. Nicht umsonst ist Er, Jesus selber, Sinnbild und Meister in lieblich tönender Rede und großer Tat. Sie tönt lieblich, die Lehre: „Mein Joch ist sanft, und meine Bürde ist leicht", so schwer die Last nun auch wirklich ist und so schweren Tod Er selber starb. Besinnung ist uns not auf das, was seine Lehre ist, nicht nur sein Kreuztod, auch die allzeit helfende Hand und das allzeit helfende Wort eines Trostes für die „Mühseligen" und „Beladenen". Ich schlage die „moderne Jesusdichtung"[2]) auf; das ist eine Anthologie aus etwa hundert Jahren bis zur Gegenwart; voran steht eine Einleitung von etwa 40 Seiten. Ich lese da — nicht ohne Bitternisse, weil das Buch von fast der ganzen Theologenschaft übersehen worden ist:

Solange in solcher Gemeinschaft (der Kirchen) das Mysterium der Menschwerdung Gottes (oder der Sichtbarwerdung des Unsichtbaren, das In-die-Erscheinung-treten des Zeitlosen, das Sichherablassen des „Ewigen" in die irdische Sphäre) erlebt wurde, war sie immerhin ein Stück dessen, was man insgesamt Christentum nennt. Jesus ist die Angel, die Ueberwelt warf in das Chaos des Menschenseins und seine Dunkelheit. Die „Welt" hat sich daran festgebissen und wird nicht davon loskommen, bis sie, an der Angel hängend, von der Ueberwelt gehoben ist... Christus und Christusbewußtsein werden immer wieder erfahren und auch gelebt. Und das ist möglich aus der Gläubigkeit heraus.

Wie aber kann ich glauben, was nicht gleichermaßen von mir als mir vom Ewigen her zugehörig und entsprechend erkannt und gefühlt wird? Die Tatsache, daß wir heute, hier und immer bekennen, daß wir Christen sind und sein wollen, widerlegt heute, hier und immer die Meinung, daß Christentum eine abgetakelte, überlebte und nicht „artgemäße" Anschauung und Lebensform sei.

Nun sollen wir uns auch recht verstehen, ich meine jetzt nur: wir Christen. Es ist bitter, wenn sie einander nicht erkennen. Ich habe mit vielen Menschen in einem guten Frieden gelebt, mit gläubigen Katholiken, mit Protestanten und mit guten und frommen Menschen, die in keine Kirche gingen. Eine Toleranz, wie sie sich so ausdrückt, ist eine große und schöne Sache. Ich habe Menschen gekannt, die sich Atheisten nannten, ohne eigentlich recht zu wissen, was das sei, aber ich sah, daß sie ein Leben jenes Wortes führten: „Liebe Gott und deinen Nächsten wie dich selbst." Nennt keinen Ketzer, fortan nie mehr Ketzer, der Ihn bekennt.

Düsseldorf-Gerresheim Karl Röttger

[2]) Röttger, Die moderne Jesusdichtung. Gotha, Klotz. 243 S. Mit sechs Kunstbeilagen, in Leinen 3 M.

Das Bekenntnis zur Kirche

1

Für die Bedeutung der gegenwärtigen Bekenntnisbewegung läßt sich ein abschließendes Verständnis nur von der geschichtlichen Schau aus gewinnen, wie sie in dem Aufsatz „Kirche und Bekenntnis" (CW 9) umschrieben worden ist. Auch jetzt ist es wieder ganz unzweideutig die Zeitlage, die das besondere, zeitbestimmte religiöse Problem aufgeworfen hat, zu dessen Lösung in einem äußerlich und innerlich einigenden Bekenntnis sich die bisher getrennten evangelischen Kirchen Deutschlands einmütig aufgerufen fühlten. Dies Problem aber ist die Gestalt der Kirche selbst sowie ihr Verhältnis zu Volk und Staat. War in der Reformationszeit das Verhältnis der einzelnen Seele zu Gott das Problem, das im Bekenntnis zur Gerechtigkeit aus dem Glauben seine evangelische Antwort gefunden hat, so geht es jetzt um das Leben und Lebensrecht der die Kirche bildenden Gemeinschaft der Christen. Das ist zum Problem geworden in dem geschichtlichen Augenblick, in dem der Totalitätsanspruch des Staates sich anschickte, auf Gestalt und Leben der Kirche sich auszudehnen. Solch aktuellen Problemstellungen gegenüber reicht die Berufung auf irgendwelche früheren Bekenntnisse nicht mehr aus. Da wird die Kirche unmittelbar an das Evangelium selbst zurückgeführt, um aus seinem Ewigkeitsgrunde die zu spontanem Bekenntnis zu gestaltende besondere Wahrheit emporzuheben, sowohl zur eigenen Orientierung wie zur Abwehr dessen, was im Zeitgeschehen und in den Zeitforderungen sich mit dem Evangelium nicht verträgt.

So ist es denn heute das Wesen der evangelischen Kirche selbst, das zur Debatte und — auf dem Spiele steht. Dabei ist auch nicht etwa nur eine dem Evangelium fremde Lehre systematisch zu widerlegen, sondern es ist ein geschichtliches Ereignis, angesichts dessen das Evangelium der Kirche die Verteidigungswaffe eines Bekenntnisses in die Hand drückt. Auch das ist heute gar nicht anders als in der Reformationszeit. Damals war die geschichtliche Tatsache, die Luthers Bekenntnis zur Rechtfertigung aus dem Glauben auslöste, das Ablaßausschreiben Leo X., und heute ist es der Kirchenneubau der Reichskirchenregierung gewesen, an dem sich die Kirche vom Evangelium her über das, was ihrem Wesen entspricht und was ihm widerspricht, am sichersten hat orientieren dürfen. Insofern hat der mißglückte Kirchenneubau gerade dadurch, daß er in seinen beiden Kernstücken wie in seiner Methode mißglückt ist und mißglücken mußte, für die mit dem Bekenntnis sich nun in der Tat neu aufbauende Kirche wertvollste Vorarbeit geleistet.

2

Das eine Kernstück des mißglückten Kirchenneubaus ist das auf die Kirche übertragene Führerprinzip gewesen. Unter ihm wäre die evangelische Kirche, in vielleicht noch stärkerem Maß wie die katholische, zur vollendeten Hierarchie geworden. Die kirchliche Gemeinschaft, welche die Schrift, sei es in der Apostelgeschichte, sei es in den Paulusbriefen, uns vor die Augen stellt, trägt das grundsätzlich andere Gepräge einer brüderlichen Gemeinschaft, wie sie ihren entsprechendsten Ausdruck gefunden hat in der von dem Untergrund der Einzelgemeinde nach oben aufsteigenden synodalen Kirchenverfassung, die von dem neuerdings in die Kirchen eingedrungenen Fremdkörper des Parlamentarismus ebenso weit entfernt ist wie von der aufoktroyierten bürokratischen Diktatur eines Kirchenobersten.

Dabei braucht die Synodalverfassung in der evangelischen Kirche nicht erst neu gefunden zu werden. Schon die Reformation hatte sie dem Evangelium entlehnt. Sie ist denn auch seit der Reformation in den reformierten Kirchen allgemein zur Anwendung gekommen und auch, wie in den westlichen Provinzen Preußens, in die reformierten Bekenntnisse aufgenommen worden.

Daher ist der synodale Gedanke nicht etwa ein reformiertes Sondergut; tatsächlich hatte auch Luther, und er fast noch schärfer als Zwingli und Calvin, in seiner Proklamierung des „allgemeinen Priestertums aller Gläubigen" den synodalen Gedanken in der Kirche energisch vertreten. Richtig ist, daß Luther trotzdem später dem Gemeindegedanken in der Kirchenverfassung wenig Raum gelassen hat. Das tat er aus Rücksicht auf die durch Papst und Kaiser besonders gefährdete Lage der evangelischen Kirche in Deutschland. Er hat denn auch die von ihm deshalb befürwortete Uebertragung des Landesbischofsamtes auf die Landesfürsten selbst nur als Notbehelf gerechtfertigt. Die Folge dieses Notbehelfs ist dann allerdings gewesen, daß die Entwicklung der lutherischen Landeskirchen vielfach in eine dem synodalen Gedanken schroff entgegengesetzte bürokratisch-obrigkeitliche Richtung ausgemündet ist.

Mißt man aber diese Entwicklung an Luthers Lehre vom allgemeinen Priestertum, so verschwindet hier jeder Unterschied zwischen lutherischem und reformiertem Bekenntnis. Er verbietet sich auch dadurch, daß die beiden Bahnbrecher des Gemeindegedankens aus dem letzten Jahrhundert, Wichern wie Sulze, lutherischer Herkunft waren. Somit bedeutet die Aufnahme der Synodalverfassung in das reformierte Bekenntnis nichts weniger als eine Abgrenzung gegen das Luthertum. Viel eher könnte man von einem reformierten Vorpostendienst sprechen: Die Reformierten haben vorweggenommen, wozu heute mit ihnen sich die gesamte am Evangelium neu werdende evangelische Kirche Deutschlands bekennen darf.

3

Das andere Kernstück, in Widerspruch zu welchem sich die Kirche auf ihr eigenstes Wesen zu besinnen hatte, war die den Reichskirchenneubau mehr oder weniger ausgesprochen begleitende und bestimmende Eingliederung in den totalen Staat. Man darf wohl sagen, daß die Verlockung dazu an die Kirche vom Beginn ihres Werdens an herangetreten ist. Ich entsinne mich, daß Adolf Harnack uns bereits im Kolleg darauf aufmerksam machte, daß es der Kirche ein leichtes gewesen wäre, sich, wie die anderen Kulte im Römischen Reich, durch die Unterstellung unter die Schutzherrschaft des Staates die Sicherung für ihren Gottesdienst zu verschaffen, wodurch sie sich sowohl den Makel einer gar nicht vorhandenen Staatsfeindlichkeit wie den größten Teil ihres Martyriums hätte ersparen können. Die Kirche tat das nicht und durfte es nicht um der ihr von ihrem Meister anvertrauten Botschaft willen. Denn Niemand hatte so klar wie Jesus selbst sein Himmelreich als „nicht von dieser Welt" nicht unter, sondern neben den diese Welt repräsentierenden und regierenden Staat gestellt. Sein Wort „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist", spricht diese grundsätzliche Scheidung ganz klar aus. Und wenn es Jesus dabei auch ferngelegen hat, die Gemeinschaft der von ihm berufenen Jünger, wie sie sich später zur Kirche ausgeweitet hat, mit dem Himmelreich gleichzusetzen, so kann es doch keinem Zweifel unterliegen, daß er der aus der Jüngergemeinde gewordenen Kirche die Verwirklichung des nicht von dieser Welt seienden Himmelreichs, als deren eigenste und selbständige, aber in dieser Welt zu erfüllende Aufgabe anbefohlen hat.

Die gleiche Versuchung, nur in ungleich unwiderstehlicherer Gestalt, ist dann wieder an die Kirche herangetreten, als Kaiser Konstantin ihr die Erhebung zur Staatskirche anbot. Wahrlich, es ist nichts leichter zu begreifen als die Schnelligkeit, mit der die Kirche damals, nach fast drei Jahrhunderten ihres leidvollen Bestehens, in die weitgeöffneten Arme des Konstantinischen Staates gesunken ist. War doch in ihm die bisher feindliche heidnische Obrigkeit selbst fast über Nacht christlich geworden, und hatten sich damit Verlästerung, Verfolgung, Märtyrertum in Anerkennung, Ansehen, Freiheit verwandelt. Da erschien die Eingliederung in einen solchen, schon von sich aus dazu gleichgeschalteten Staat als ein einfaches Gebot der Dankbarkeit. Und doch hatte nicht der Bischof Eusebius recht, als er sich zum Wortführer dieser vermeintlichen Dankespflicht an den Staat machte, sondern sein bischöflicher Gegner Lucifer von Calaris, als er vom Evangelium her vor der Eingliederung auch in den christlich gewordenen Staat als einem Verrat an Auftrag und Botschaft der Kirche warnte. Daß die Eingliederung in den Staat, wie sie in der gründlichsten Weise im byzantinischen und danach im russischen Reich vollzogen wurde, nur mit dem fast restlosen Verzicht auf die evangelische Substanz der Kirche hat erkauft werden können, braucht nicht erst erwiesen zu werden.

Im (West-) Römischen Reich und seinen Nachfolgestaaten ist dagegen das Bewußtsein von den verschiedenen Wirkungsbereichen der beiden nebeneinanderstehenden Gewalten Staat und Kirche stets lebendig geblieben. Der im Kaiser verkörperte Staat als das gestaltende und ordnende Prinzip stand neben der im Papst verkörperten mittelalterlichen Kirche als dem geistig aufbauenden Prinzip.

Gewiß sind mit der Feststellung des selbständigen Nebeneinander die im Problem des Verhältnisses der Kirche zum Staat liegenden Schwierigkeiten noch kei-

neswegs überwunden. Eine alle Schwierigkeiten systematisch überwindende Lösung des Problems wird überhaupt kaum möglich sein. Denn da beide, Staat und Kirche, wenn auch von ihren verschiedenen Standorten aus, so doch zu gleicher Zeit und in gleicher geschichtlicher Lage in das gleiche Volksleben einzugreifen berufen sind, so ist auch ein mehr oder weniger bewußtes Uebergreifen des einen in den Bereich des anderen unvermeidlich. Es braucht darum nicht gerade wunderzunehmen, wenn die ganze mittelalterliche Geschichte trotz der gegenseitigen Anerkennung von oft recht gewaltsamen Eingriffen sowohl des Staates in die Kirche wie umgekehrt der Kirche in die Staatspolitik angefüllt war. Sollte aber nicht gerade dieses stete Spannungsverhältnis zwischen den beiden Volkserziehern Staat und Kirche, ihr stetes Angewiesensein auf gegenseitige Kontrolle, Beurteilung und Berichtigung etwas Gottgewolltes, eine in Schöpfung und Geschichte der Menschheit verborgene Absicht Gottes sein! Und hätten wir dann nicht in den ständigen Ausbalancierungsversuchen zwischen den dem Staat und den der Kirche auferlegten Verantwortungen einen wesentlichen Sinn der mittelalterlichen Geschichte von Karl dem Großen bis zu Karl V. zu erkennen, bis die Reformation über das Nebeneinander hinaus, das soviel Gegeneinander in seinem Schoße barg, in einem Mit- und Füreinander, d. h. in einer aufrichtigen und dem gemeinsamen Volk gegenüber verantwortungsbewußten Verständigung zwischen Staat und Kirche die letzte Lösung gefunden hat. Das würde dann ein ähnliches Verhältnis sein, wie es in der Familie den beiden Eltern zugewiesen ist, die, wie verschieden ihrer Geschlechtsveranlagung gemäß ihre Erziehungsmandate auch ausschauen mögen, doch um der gemeinsamen Verantwortung vor ihrem zu erziehenden Kinde willen, auf ein stetes Hand-in-Hand-Gehen bei dessen Erziehung sich einzustellen die Pflicht haben.

Für die Verwirklichung dieses von der Reformation grundsätzlich festgelegten und in anderen Ländern längst durchgeführten koordinierten Verhältnisses von Staat und Kirche war denn auch in Deutschland endlich die Bahn wieder freigelegt, als mit der Beseitigung der Fürstengewalt durch die Revolution dem Staatskirchentum automatisch das Ende bereitet worden war. Als dann kaum 1½ Jahrzehnte danach der neue Staat seine Totalität proklamierte, da ist die Frage der Eingliederung in den Staat allerdings nochmals an die Kirche herangetreten. Denn auch der neue deutsche Staat präsentierte sich ebenso wie dereinst der Staat Konstantins, ganz ausdrücklich als christlicher. Und die Macht, die dieser Staat einer in Konfessionen und Parteien zerspaltenen Kirche zur Verfügung stellen konnte, hatte gewiß auch etwas Verlockendes. Andererseits waren doch die im Verlauf der ganzen Kirchengeschichte, einschließlich der nachreformatorischen, mit dem Staatskirchentum gemachten Erfahrungen für jedes evangelische Empfinden gar zu bedenklich; ebenso bildete die Erinnerung an die endliche Erlösung von ihm in den kirchlichen Kreisen ein natürliches Gegengewicht. Daß der Versuch dennoch praktisch gemacht worden ist, hat, wirksamer als die beste theoretische Widerlegung dazu imstande gewesen wäre, das, was das Evangelium im Verhältnis von Staat und Kirche verbietet und was es gebietet, dem Kirchenvolk handgreiflich gemacht und es auf Grund dieser gemeinsamen Erkenntnis ohne Unterschied von Konfession, Richtung und Stand zu einmütigem Bekenntnis zusammengerufen.

4

Zu einer evangelischen Kirche gehört schließlich, und zwar als ein schlechterdings unentbehrliches Stück ihres Wesens, der christliche Wandel ihrer Glieder. Nach dem klaren Zeugnis der Schrift ist die Gemeinschaft der Christen nicht nur Glaubens-, sondern ebenso Lebensgemeinschaft, allerdings eine Gemeinschaft, deren Wandel seinen stärksten sittlichen Antrieb wie seine sittliche Norm vom gemeinsamen Glauben empfängt. Diese Gemeinschaft, in der Glaube und Wandel sich gar nicht trennen lassen, ist es, die Jesus bei seiner Botschaft vom Himmelreich im Auge hat. Wo und wie Jesus daher das Himmelreich verkündet, da kommt es auf eine Heiligung des menschlichen Zusammenlebens hinaus. So hat auch Luther das Wort des Paulus an die Philipper verstanden, wenn er es mit „Unser Wandel ist im Himmel" übersetzt hat. Und die Bergpredigt ist an Jesu ausgesprochene Jünger gerichtet, damit sie *durch* die Heiligung ihres Wandels „Kinder würden ihres himmlischen Vaters". Gewiß hat Jesus seine Jüngergemeinde nicht mit dem von ihm verkündigten Himmelreich gleichsetzen wollen; und noch weniger könnten wir als evangelische Christen eine Gleichsetzung der auf dem Grund der Jüngergemeinschaft erwachsenen Kirche mit dem Himmelreich anerkennen. Aber ebensowenig läßt sich doch auch davon das geringste abbrechen, daß eine sich nach Christus benennende und auf Christus sich berufende Kirche damit auch für ihre Glieder die Verpflichtung übernommen hat, zu „trachten nach dem Himmelreich und nach seiner *Gerechtigkeit*". Dem entsprach es dann nur, wenn die ersten Angehörigen der christlichen Kirche sich die Heiligen genannt haben, ein Name, der doch zunächst dem Gelübde seiner Träger Ausdruck geben sollte, dem Rufe ihres Meisters zur Heiligung ihres Wandels auch wirklich nachzufolgen. So ist, was gar nicht kategorisch genug betont werden kann, die ethische Haltung der Gläubigen nach evangelischer Auffassung nicht nur eine willkommene Nebenwirkung des Glaubens, sondern sie ist ihre vollgültigste Beglaubigung und sie ist vor allem das eigenste und verantwortlichste Anliegen der Kirche.

Wenn so die Ethik zum Wesen einer kirchlichen Gemeinschaft gehört, so muß erst recht jede kirchliche Leitung ein ethisches Gesicht tragen. Ihre Grundsätze wie Methoden müssen von dem das Reich Gottes durchwaltenden Heiligen Geiste diktiert sein. Der deutsche Sprachgebrauch hat diesen Anspruch des Reiches Gottes auf die Leitung der Kirche dadurch treffend verdeutlicht, daß er den Inhabern der leitenden Stellungen in der Kirche den Titel „Geistliche" gegeben hat. Damit ist nichts weniger gesagt, als daß von der irgendwie gearteten oder abgestuften kirchlichen Obrigkeit, ganz ebenso wie die Evangeliumsverkündigung, ein dem Evangelium entsprechendes ethisches Verhalten erwartet und gefordert wird, nicht nur um des eigenen Seelenheils des Geistlichen, sondern um seines Amts in Kirche und Gemeinde willen. „Nicht die über das Volk herrschen, sondern werdet Vorbilder der Herde", ruft der erste Petrusbrief darum den „geistlichen" Oberen zu, und zum Ueberfluß zählt Paulus im ersten Timotheusbrief die vorbildlichen Erfordernisse des „geistlichen" Vorsteheramts auch noch im einzelnen auf. Der Grund für die besondere Betonung eines vorbildlich frommen Wandels der geistlichen Leiter ist klar genug: die kirchliche Obrigkeit, die es am frommen Vorbild fehlen läßt, vermag auch mit der reinsten Wortverkündigung nicht aufbauend, sondern letzten Endes nur zerstörend zu wirken!

Auch an das, was hier, auf dem ethischen Gebiet, das Evangelium von einer evangelischen Kirche fordert, ist sie im Verlauf der Kämpfe der beiden letzten Jahre ernst gemahnt worden. Wir brauchen auf die Fülle von Gewalttätigkeit, Ungerechtigkeit und Unwahrhaftigkeit, die da in Erscheinung getreten ist, nicht zurückzukommen. Sie wird selbst von vielen der Beteiligten nicht mehr bestritten. Nur soll man sich hüten, darin nichts weiter als einen kirchlichen Schönheitsfehler zu sehen, der als Mittel zum Zweck hätte ertragen werden können. Es handelte sich vielmehr um den Einbruch einer dem Evangelium widersprechenden, sittlich minderwertigen Handlungsweise in den Raum der Kirche. Es war eine Verweltlichung der Kirche, wie sie sicherlich schon längst vor

dem Reichskirchenneubau von der Kirche Besitz ergriffen hatte, die nun aber so erschreckend offenbar geworden ist, daß die Besinnung auf das Evangelium, wenn die Kirche als solche überhaupt noch gerettet werden soll, sich an dieser Stelle vielleicht am unabweisbarsten aufdrängte. Und die Zeitlage, der kirchengeschichtliche Wendepunkt von heute ist es, welcher das Echo eines ausdrücklichen Bekenntnisses zum Himmelreich in der Kirche wieder wachruft, nachdem sein natürlicher Platz im dritten Artikel des Apostolikums so lange Zeit unbesetzt geblieben war. Inwieweit dann auch die Ausstrahlungen des Himmelreichs in Heiligung, Seelsorge, Kirchenzucht, Geistlichkeit und Kirchenobrigkeit vom Bekenntnis zu erfassen sind, mag aus dem vorstehenden gefolgert werden.

5

Es ist hier versucht worden, in Umrissen das Bekenntnis zu einer evangelischen Kirche zu zeichnen, wie es vom Evangelium her der kirchlichen Gegenwart sich darbietet. Wichtiger war der Nachweis, daß an dem Bekenntnis zur Kirche die Neuwerdung der Deutschen Evangelischen Kirche selbst eingesetzt hat. Die neue „Eine evangelische Kirche Deutschlands" konnte nicht werden auf dem Wege unevangelischer Gewaltmethoden. Die Kirche konnte und kann aber auch nicht werden mittels einer systematischen Zusammenfassung oder Ausgleichung der verschiedenen überkommenen Bekenntnisse. Die Kirche konnte und kann allein neu werden auf der geschichtlichen Linie, die vom Zeitgeschehen aus unmittelbar an die Bekenntnisquelle im Evangelium heran- und zurückführt. Und das Bekenntnis, das die Kirche eben da, wo sie in dem Heute ihrer Geschichte steht, aus der Tiefe heben durfte, ist das Bekenntnis zur Kirche selbst; ein neues Bewußtsein davon, was die Kirche für uns bedeutet.

Damit hängt dann weiter ein gewisses Ineinanderübergehen von Bekenntnis und Verfassung zusammen. Das Bekenntnis zur Kirche wird für die Verfassung der Kirche bestimmend. Damit wird die von der Reichskirchenregierung vorausgesetzte Reihenfolge: „Erst Verfassung und dann Bekenntnis", umgekehrt: erst muß das neue Bekenntnis — wenn auch noch nicht in endgültig gefaßten Worten, so doch im kirchlichen Bewußtsein — vorhanden sein, ehe eine neue Verfassung geschaffen werden kann, womit dann auch die unhaltbare Auffassung erledigt sein würde, als ob es sich bei der Verfassung nur um die äußere Gestalt der Kirche handle, von der das im Bekenntnis sich darstellende Wesen der Kirche nicht berührt zu werden braucht.

Was die Kirche so heute zu ihrer Erneuerung erlebt und vollzieht, ist ein neuer geschichtlicher Bekenntnisakt. Sich seiner sowohl in seiner vollen Tragweite wie in seiner Begrenztheit bewußt zu bleiben, ist die Aufgabe. Er soll, soweit es sich um die Formulierung des Bekenntnisses im einzelnen handelt, nicht übers Knie gebrochen werden. Es genügt daher auch, wenn die bisherigen Bekenntnissynoden wichtige Vorarbeit geleistet haben. Um so wesentlicher bleibt, daß alle zur Mitarbeit Berufenen sich ihrer ganzen Verantwortung bewußt bleiben.

Keinesfalls sollen durch einen neuen Bekenntnisakt die früheren geschichtlichen Bekenntnisse ihren Ersatz finden. Das verbietet schon der Zusammenhang, der zwischen den Bekenntnissen der verschiedenen Zeiten durch das Evangelium selbst, dem sie alle entstammen, hergestellt ist. An ein neues Bekenntnis, das die Kirche sich schafft, reiht sich einigendes Bekenntnisgut aus der Vergangenheit an. Wenn dabei die eine oder andere einstige Glaubensaussage, weil sie ihre Lebenskraft eingebüßt hat, in der Verborgenheit bleibt, oder wenn Besonderheiten in einzelnen Landeskirchen übrigbleiben und beibehalten werden wollen, so wird, wenn sie nicht in konfessionelle Engherzigkeit ausarten, das der einigenden Kraft eines neuen Bekenntnisses keinen Abbruch tun. Auf dem ihr vom Zeitgeschehen gewiesenen, aber durch das Evangelium bestimmten Wege wird trotz aller Widerstände die Eine und einige evangelische Kirche Deutschlands entstehen.

Heidelberg Ernst Lehmann

Theologenvorbildung, Reichsbischof und Bekennende Kirche

Der Reichsbischof hat am 26. Juni (Gesetzblatt der Deutschen Evangelischen Kirche Nr. 20 vom 28. Juni) ein Wort an die Studenten der Theologie gerichtet, worin es unter anderem heißt:

Unser Volk bewegt sich zwischen zwei Polen: Auf der einen Seite ist eine Bewegung in unserem Volke aufgebrochen, die elementar über alle christlichen Ueberlieferungen hinwegzuschreiten versucht. Auf der anderen Seite stehen die Kirchen, die sich mehr als je auf ihr Bekenntnis besinnen, so sehr, daß in der evangelischen Kirche das Wort Bekenntnis zum Kampfruf hat werden können.

Zwei Gefahren bedrohen uns: Die Einen wollen um einer uns alle erfüllenden völkischen Erweckung willen Christus preisgeben, weil sie glauben, nur dadurch die Einheit des Volkes erreichen zu können — die Andern meinen, aus Furcht vor dieser gewaltigen Welle, Christus *nur* festhalten zu können in festgeprägten Bekenntnisformulierungen.

Beide Wege sind falsch. Diese Art völkischer Religionsbewegung wird ohne Christus und die in ihm offenbarte Wahrheit in einen uferlosen Subjektivismus und Individualismus zerrinnen und unser Volk nur aufs neue zerreißen. Christus kann aber auch nicht eingefangen werden von einer Kirche, von einem Bekenntnis. Die Gewalt der Wahrheit, die in Christus verkörpert ist, formt immer wieder auch unser Volk und die Gestalt seiner Kirche. Dafür bereit zu bleiben ist die Aufgabe der Deutschen Evangelischen Kirche.

Hier liegt Ihre, der jungen Studenten Entscheidung. Sie sind frei, aber mißbrauchen Sie Ihre Freiheit nicht. Sie sind frei, aber lassen Sie sich in dieser Freiheit der Entscheidung von Niemandem einfangen, am wenigsten von denen, die in einer an die Unfehlbarkeit des Papstes erinnernden Bestimmtheit die Wahrheit zu künden glauben.

Alle Theologie hat zwei Brennpunkte: Der eine Brennpunkt ist die ruhige, sorgfältige, unermüdliche Forschungsarbeit, die genau mit denselben Methoden arbeitet wie jede andere Wissenschaft auch, als Sprachwissenschaft, als Geschichtswissenschaft, als systematische Wissenschaft. Diese Arbeit erfordert viel Treue, Entsagung, Fleiß, Sachlichkeit.

Der andere Brennpunkt der Theologie ist prophetischer Art. Alle Fachgelehrsamkeit allein gibt nicht den Schlüssel des letzten Verständnisses. Dieses kommt bei einem Theologen nur unmittelbar aus der Offenbarung, nur dem, dem Christus sich offenbart hat als *der* Weg, *die* Wahrheit und *das* Leben.

Alle Theologie ist geneigt, „Schulen" und „Richtungen" zu bilden. Ich bitte Sie, so gewiß „Schulen" sein müssen, *verfallen* Sie keiner Schule und keiner Richtung. Es geht nicht um theologische Schulen und Richtungen, es geht ganz allein um Christus, der über allen theologischen Schulen und Richtungen steht.

Es folgt eine Darlegung über evangelischen Glauben als Tapferkeit; solche Tapferkeit solle der junge Theolog gerade heute zwischen jenen beiden Fronten bewahren. In einem Nachwort wendet sich der Reichsbischof gegen die Beschlüsse der Augsburger Bekenntnissynode über Vorbildung und Prüfung der Pfarrer der Bekennenden Kirche. Diese Beschlüsse sind vom

Präses der Synode, D. Koch, den Professoren der Theologie mitgeteilt worden. Die Stellen aus den Augsburger Beschlüssen, gegen die sich der Reichsbischof hauptsächlich wendet (und ohne deren Kenntnis eine Gegenäußerung nicht voll verständlich ist), lauten:

Die gegenwärtige Lage bringt die Lehrenden in die Versuchung, den Gehorsam gegen die Wahrheit des Evangeliums anderen Rücksichten und Bindungen unterzuordnen. Die Lernenden stehen in der Gefahr, ihre kirchliche Entscheidung aus Gründen menschlicher Bedenklichkeit hinauszuschieben.

Dankbar bezeugt die Synode, daß nicht wenige Männer der Hochschule den Kampf der Gemeinde mitgekämpft haben, und daß die junge Theologenschaft in übergroßer Zahl in den Reihen der Bekennenden Kirche steht. In vollem Bewußtsein der außerordentlichen Schwierigkeiten für Dozenten und Studenten bitten wir beide, in dem offenen und entschlossenen Einsatz für die Bekennende Kirche sich nicht beirren zu lassen.[1])

Insbesondere erwartet die Synode von den Trägern des Lehramtes, daß sie sich dem Ruf zur Mitwirkung an den theologischen Prüfungen der Bekennenden Kirche nicht entziehen. Von den Studenten erwartet sie, daß sie bei der Wahl ihrer Lehrer der Zugehörigkeit zur Bekennenden Kirche eingedenk bleiben und sich nur den von ihr anerkannten Prüfungsbehörden stellen...

Die Synode macht es den Kirchenleitungen zur Pflicht, überall da, wo die Not es erfordert, für Ersatz solcher Vorlesungen und Uebungen Sorge zu tragen, deren Besuch den Studenten um des Gewissens willen nicht zugemutet werden kann.

Der Reichsbischof führt aus Worten eines theologischen Dekans, die sich gegen diese Augsburger Beschlüsse richten, Folgendes an:

Die Studenten der Theologie werden in nicht mißzuverstehender Deutlichkeit aufgefordert, bei den Professoren, welche nicht zur „bekennenden Kirche" gehören, keine Vorlesungen und Uebungen mehr zu hören; wenn auch das Wort vermieden wird, so wird in der Sache ein Boykott aller dieser Dozenten der Theologie empfohlen.

Es wird gedroht, den Bestand und die Arbeit der staatlichen Theologischen Fakultät aufzulösen, indem man illegale Vorlesungen und Uebungen einrichtet, wo der „bekennenden Kirche" das geboten erscheint.

Und er folgert daraus:

Das beweist, wie notwendig unsere obige Warnung war. Wir vermögen uns nicht vorzustellen, daß junge evangelische Theologen diesen ersten Schritt zum katholischen Priesterseminar mitmachen und sich dem Terror unterwerfen, daß Theologen, die eine kirchenpolitische Bindung an die „bekennende Kirche" ablehnen, von dieser in der Freiheit ihrer Lehrtätigkeit bedroht werden. Sollte es dennoch geschehen, sollten sich vor allem Professoren diesem Zwang unterwerfen, so ist damit der Anfang vom Ende der freien evangelischen Theologie da.

Daß die hier den oben mitgeteilten Augsburger Beschlüssen gegebene Deutung richtig sei, wird freilich aus Kreisen der Bekennenden Kirche heraus bestritten. Einer ihrer führenden Theologen schreibt:

Die an die Studenten gerichteten Sätze haben den Sinn, die Studenten zu persönlicher theologischer Entscheidung in ihrem Studium anzurufen, ohne daß in die Freiheit dieser Entscheidung eingegriffen und ihre Grundlage in unbefangenem und kritischem Hören angetastet werden sollte... Deshalb sind von Kirchenbehörden oder Bruderräten gleichsam autoritär zu erteilende Weisungen, die bestimmte Dozenten empfehlen oder vor ihnen warnen, nicht als zulässig erachtet worden, und ebenso entspricht es nicht der Meinung der Synode, wenn etwa durch studentische Gruppen derartige Weisungen erteilt und mit moralischen Druckmitteln der Gemeinschaft durchgeführt würden.

Diese Auslegung der Augsburger Sätze ist sehr zu begrüßen. Noch besser wäre es, wenn die Leitung der Bekennenden Kirche sich ausdrücklich im gleichen Sinne äußerte. Denn die schroffere Deutung, die der Reichsbischof ohne Weiteres annimmt, war nicht nur möglich, sondern lag (im Blick auf Vorkommnisse in einzelnen Studentenschaften) sehr nahe. Daß theologische Dozenten von Studenten, die in ihnen kirchliche Gegner sehen, boykottiert werden, jedenfalls in einer Weise gemieden werden, die nicht auf Verabredung und Weisung zurückzuführen sehr schwer wäre, das ist allerdings auf beiden heute miteinander streitenden Seiten vorgekommen. Es ist aber, ganz gleich auf welcher Seite es vorkommt, scharf zu verurteilen.

Denn der in den Augsburger Sätzen vorgesehene Fall, daß der Besuch bestimmter Vorlesungen und Uebungen „den Studenten um des Gewissens willen nicht zugemutet werden kann", läge nur dann von vornherein vor, wenn von einem akademischen Lehrer bekannt wäre, daß er das Heilige unwürdig behandelt, d. h. verspottet oder beschimpft, oder seine Hörer zu sittlicher Leichtfertigkeit verleitet. Sollten solche Fälle vorkommen — sie werden zum Glück immer selten sein —, so werden ernste Studenten der verschiedensten religiösen Ueberzeugung sich gemeinsam gegen solchen Lehrer der Theologie auflehnen; er würde sehr bald keinen Boden mehr finden. Allerdings kann noch in anderen Fällen, wenn man streng urteilen will, „Studenten um des Gewissens willen nicht zugemutet werden", einen theologischen Lehrer zu hören, nämlich einen solchen, bei dem sie nichts lernen können, der ganz untüchtig ist. Dann haben sie ihre Zeit besser anzuwenden. Aber ob man bei ihm wirklich gar nichts lernen könne, hat der einzelne Student sich gewissenhaft zu überlegen; ein an sich unbedeutender (vielleicht auch nur unbeliebter) Dozent kann doch einzelnen Studenten etwas gerade für ihr Denken und Leben Wertvolles mitgeben. Die Dinge liegen hier individuell; so kann man nicht sagen, d e n Studenten sei gewissenshalber nicht zuzumuten, daß sie diesen Mann hören.

Ueberdies ist der Satz: „Diesen Professor kann ich gewissenshalber nicht hören" schlimmem Mißbrauch ausgesetzt. Immer wieder hat Theologie als Wissenschaft Probleme aufgerollt, Kritik geübt, Ueberliefertes so in Zweifel gezogen, daß ernste Christen dadurch schwer beunruhigt wurden. Echtem Gottvertrauen ist zwar gewiß, daß wirkliche Erkenntnis der Wahrheit uns dem Höchsten nur näher bringen, nie auf die Dauer von ihm entfernen wird, und daß Irrtümer als solche erkannt und so überwunden werden mögen. So fürchtet sich echtes Gottvertrauen nicht vor kritischer Wissenschaft. Aber oft haben treue Christen ihren Glauben und die in ihrer Kirche überlieferten Meinungen so sehr gleichgesetzt, daß sie eine Theologie, die an diesen Meinungen Kritik übte, als den Glauben erschütternd, als seelengefährdend empfanden; vor jeder Berührung mit solcher Theologie sich zu hüten, schien

[1]) Da heute hier nur von der Theologenvorbildung die Rede sein soll, bleibe außer Betracht, was sonst zu obigen Sätzen zu sagen ist. Nur so viel: ich kenne Studenten, die, wenn sie „ihre kirchliche Entscheidung hinausschieben", dabei keineswegs von „menschlicher Bedenklichkeit" geleitet sind, sondern von Gewissenhaftigkeit, weil sie nämlich bei beiden streitenden Gruppen schwere Fehler sehen und sich die Freiheit des noch Lernenden wahren wollen. So vermögen auch Viele, die nicht Deutsche Christen sind, doch den Kampf der Bekennenden Kirche durchaus nicht immer und überall als den „Kampf der Gemeinde" anzusehen.

ihnen Gewissenssache. Hätte aber Luther so gedacht, dann wäre es nicht zur Reformation gekommen. Im evangelischen Christentum ist das auf solche Weise ängstliche Gewissen als irregeleitetes Gewissen zu beurteilen. Doch wie oft mögen junge Theologen, die etwa aus der Gemeinschaftsbewegung stammten, wirklich gemeint haben, ihr Gewissen verbiete es ihnen, bibelkritische Vorlesungen zu hören, und wie oft mögen ernste Laien sie in solchen Bedenken bestärkt haben! Das Wort von den Vorlesungen, die man gewissenshalber nicht hören dürfe, kann, wenn nicht stets die obige Mahnung zu „unbefangenem und kritischem Hören" daneben und davor steht, bei einer leidenschaftlich auf Wahrung des kirchlichen Bekenntnisses bedachten Jugend zum schweren Hindernis pflichtmäßiger Beschäftigung mit solchen kritischen Problemen werden, ohne die unsere Theologie keine Wissenschaft mehr sein, also schließlich auch für die evangelische Kirche nichts mehr wert sein würde.

Noch aus anderem Grunde ist die Losung, man dürfe manche Vorlesungen gewissenshalber nicht hören, bedenklich. Offenbar hätte es keinen Sinn, die Vorlesungen bestimmter Theologen zu meiden, wenn man doch ihre Schriften studierte. Wen man nicht hören darf, den soll man auch nicht mehr lesen. So würden junge Theologen leicht meinen, auch von Büchern und Zeitschriften derer, die ihnen als kirchenzerstörende Gegner hingestellt werden, brauchten sie keine Kenntnis mehr zu nehmen. Da entstünde eine greuliche Enge, eine Borniertheit, von der man nicht einmal sagen darf, sie entspreche dem römisch-katholischen Bücherverbot. Denn römisch-katholische Theologen (und solche katholische Laien, die ein ernsthaftes Interesse an Auseinandersetzung mit den Gegnern der katholischen Kirche haben) erhalten durchaus die Erlaubnis zum Studium nichtkatholischer, gegnerischer Werke; ja sie können dazu verpflichtet werden. Wie sollten aber evangelische Theologen nach dem bekannten Bibelwort gegenüber Jedermann, der nach dem Grunde unserer Hoffnung und unseres Glaubens fragt, zur Verantwortung allezeit bereit sein, wenn sie die Schriften und Meinungen der Andersdenkenden gründlich kennenzulernen sich überhaupt nicht bemüht haben?

Endlich: wer entscheidet darüber, welche Vorlesungen man nicht hören soll? In der begrüßenswerten Erläuterung zu den Augsburger Beschlüssen, die oben mitgeteilt wurde, ist ausdrücklich abgelehnt, daß Kirchenbehörden, Bruderräte oder gar studentische Gruppen „bestimmte Dozenten empfehlen oder vor ihnen warnen". In der Tat: daß kirchliche Stellen dergleichen täten, wäre korrekt katholisch, aber völlig unevangelisch, weil nach evangelischen Grundsätzen keine Kirchenbehörde und keine Synodalmehrheit, überhaupt keine menschliche Stelle, im sicheren Besitz der Wahrheit ist. Daß vollends studentische Gruppen erklärten, welche Dozenten tragbar seien, welche nicht, wäre überdies der reine Hohn auf die von der heutigen Jugend begeistert begrüßten Grundsätze der Führung und Ordnung im Staate. Nur besteht offenbar die Gefahr, daß, sobald überhaupt erklärt worden ist, bestimmte Vorlesungen dürften nicht gehört werden, leicht das Verlangen nach Stellen entstehen wird, die zu sagen befugt sind, welche man hören soll, welche nicht.

Zum Schlusse muß allerdings nach der andern Seite hin auf eine ernste Gefahr aufmerksam gemacht werden. Leidenschaftlicher Widerspruch gegen bestimmte theologische Lehrer, Losungen des Protestes, deren weittragende und gefährliche Konsequenzen man sich vielleicht gar nicht ausreichend klarmacht, werden nicht leicht aufkommen, jedenfalls nicht leicht viel Beifall finden zu Zeiten, da der Eindruck herrscht, die verschiedenen kirchlichen Gruppen und ihre verschiedene Art von Theologie stünden in freiem Wettbewerb; in ehrlichem Kampf der Geister könne die Wahrheit gesucht und werde die Wahrheit gefunden werden; Allen werde in gerechter Weise Raum gewährt, daß sie ihre Kräfte entfalten können. Wir wissen aus der Geschichte der evangelischen Kirche, namentlich auch der im letzten Jahrhundert, daß, wo es anders war, wo die theologischen Fakultäten einseitig zusammengesetzt wurden, die kirchlichen Gegensätze sich alsbald unheilvoll vertieften. Solche Vertiefung der Gegensätze ist schädlich nicht nur für die Kirche, sondern ebenso für Volk und Staat; sie war es in vergangenen Zeiten, als bisweilen unter kirchlichem Einfluß die Fakultäten einseitig zusammengesetzt wurden; sie würde es ebenso in Zukunft sein. Nur wenn sie vermieden wird, läßt sich wirksam der wissenschaftliche Ernst, der kirchliche Sinn und der Geist evangelischer Freiheit pflegen, den die Verständigen aus allen kirchlichen Gruppen unseren jungen Theologen wünschen. M

Was alles „liberal-theologisch" sein soll

In der Wochenschrift „Evangelium im Dritten Reich", die wieder und noch unter der Leitung von Bischof Hossenfelder in Verbindung mit dem vor einiger Zeit Oberkonsistorialrat in Berlin gewordenen Dr. Wienecke steht — sie erscheint nicht mehr in Berlin, sondern in dem früheren Wohnort Wieneckes, in Soldin[1] —, finde ich merkwürdige und amüsante Aussprüche, die auch unsere Leser amüsieren sollen.

Ein Dr. T., der sich einen „einfachen SA-Mann" nennt, schreibt über seine Erfahrungen unter den SA-Männern: „Ich traf bei den evangelischen Kameraden auf eine Blütenlese von wirren Ansichten. Die meisten waren liberal: Jesus sei Arier gewesen, das war der Kerngedanke. Das Alte Testament wurde dabei als die Judenbibel verworfen" (S. 157).

Ein Dr. Korth, Stolp in Pommern, wendet sich in einem Aufsatz über das Ziel des evangelischen Religionsunterrichts im Dritten Reich an die Volksgenossen, die „in dieser Sache noch immer vom Liberalismus an der Nase herumgeführt werden", und verkündigt ihnen: „Wir haben heute gebrochen mit dem Geschwätz der sogenannten freien Persönlichkeit, die ihr Recht in sich selber habe." (Man beachte auch den Stil!) „Wir wissen, daß die echte Freiheit des Menschen in der Freiheit des Volkes liegt, daß der einzelne gebunden ist an sein Volk, daß er allerdings seine Anlagen in einem möglichst ausgedehnten Maße entwickeln soll, aber nicht zu seiner eigenen Herrlichkeit, sondern um des Dienstes willen, den er seinem Volk zu leisten hat." (S. 158.) Also davon hat die liberale Pädagogik überhaupt nichts gewußt? Wieviel Pädagogik mag der Herr Doktor wohl studiert haben?

Dann schreibt er weiter: „Wir wissen aber auch in unserem christlichen Glauben besser Bescheid als eine liberale Theologie. Wir haben heute wieder den Mut, ganz schlicht den Glauben zu bekennen, daß ein lebendiger Herrgott über uns steht, der uns in seinen Dienst fordert. Wir bekennen den Glauben, daß das der Gott ist, den wir allein aus dem Zeugnis der Heiligen Schrift kennen. Damit ist auch die Zielsetzung des Religionsunterrichts klar ... Ein anständiger Kerl kann ich auch ohne evangelischen Religionsunterricht werden. Aber ... der Religionsunterricht muß die Bindung des Menschen an Gott aufzeigen, an den Gott, der der Herr des Volkes ist." — Und so etwas soll positiv-christlich sein und spielt sich gegenüber Theologen wie Harnack oder Tröltsch auf!

Heinrich Weinel

[1] Vgl. jedoch neuerdings Sp. 677. D H

Der Gral als Ketzerheiligtum

Kreuzzug gegen den Gral. Von Otto Rahn. Freiburg i. Br., Urban-Verlag 1933. 334 S. 5,50, geb. 6,85 M.

In seinem Buche „Die Sagen vom heiligen Gral" stellt Wechßler die seltsame Tatsache fest, daß sich die Kirche den Gedanken dieser kostbaren Reliquie habe entgehen lassen, geschweige, daß sie ihre Verehrung in die Wirklichkeit umgesetzt hätte, ja, daß Kirche und Geistlichkeit trotz des religiösen Charakters der Gralslegende sie völlig übersehe und ablehne: kein Schriftsteller geistlichen Standes erzählt sie und nur ein einziger erwähnt überhaupt einmal den Namen. Die Erklärung dafür findet Otto Rahn darin, daß der Gral das Glaubenssymbol des katharischen Ketzertums gewesen sei. Daher der zuerst seltsam anmutende Titel seines Buches: „Kreuzzug gegen den Gral." Gemeint ist damit die sonst in den Geschichtswerken unter dem Titel Albigenserkriege segelnde furchtbare Tragödie von der völligen Vernichtung einer blühenden durchgeistigten, tiefreligiösen, zugleich aber auch ebenso durch die Troubadoure wie andererseits durch berühmte jüdische Lehrer der romanischen Hochschulen geförderten Kultur, die mit ihren Ausläufern ganz Westeuropa erfaßte und die gewaltigste Los-von-Rom-Bewegung des Mittelalters darstellte. Dieses Zerstörungswerk bleibt unter den Sünden der Kirche eine der schauerlichsten, mag es auch ein Jesuit des 19. Jahrhunderts das gerechteste Werk der Geschichte nennen.

Nun steht freilich der Erforscher des Katharertums vor einer Schwierigkeit von besonderer Art. Wie soll er sich in die geistige Welt, in die seelische Verfassung einer Gemeinschaft versetzen, die bis auf den letzten Anhänger ausgerottet worden ist, deren Traditionen von Grund aus zerstört und deren Schriften auf Scheiterhaufen getürmt und verbrannt worden sind? Um so gewissenhafter muß er alle indirekten Quellen durchprüfen, ausschöpfen, jede Handreichung begrüßend und jede Vorarbeit benutzend; das Literaturverzeichnis von Rahn umfaßt 250 französische und deutsche Werke (die Realenzyklopädie für protestantische Theologie müßte R. freilich in der letzten Auflage zitieren), daneben noch einige spanische, italienische und englische. R. sucht auch an Ort und Stelle den gewaltigen Stoff zu gestalten, der ihn innerlichst gepackt hat. Ein langer Aufenthalt in Südfrankreich, Wanderungen durch die Pyrenäentäler, schwierige Gipfelbesteigungen, gefahrvolles Eindringen in die Pyrenäenhöhlen mit Seil und Grubenlicht bringen ihm ebenso Stimmung wie neue Erkenntnisse. Zur Gewißheit wird ihm die schon von Peladan und anderen geäußerte Vermutung, daß nicht auf dem spanischen Montserrat Parzival der Gralsritterschaft vorstand, sondern daß der Tempel der höchsten Minne auf dem Bergfelsen Montségur (mons securus = mons salvatus) sich erhob, wo die Katharer einen vom Himmel gefallenen Edelstein (R. erinnert an die Mani der Buddhisten) hüteten. Wie Rahn seiner Höhlenlampe, mit der er die Pyrenäenhöhlen mit ihren Inschriften, ihren verschlungenen Zaubergängen, ihren verborgenen Tiefen, ihren geheimnisvollen Abgründen durchforschte, jene letzten Zufluchtsstätten, in die sich die Katharer vor den Bluthunden der Kirche und den vierbeinigen, auf sie abgerichteten Hunden der Inquisition flüchteten, manche Erleuchtung verdankt, so nicht minder dem Verkehr mit der Gebirgsbevölkerung, mit Hirten und einsiedlerischen Bauern; noch heute umlaufende Legenden und die immer noch lebendige Ueberlieferung legen Zeugnis ab, wie tief die Erinnerung an das Katharertum im Volksbewußtsein wurzelt, und bestätigen und bereichern zugleich auch unsere sonstige Kenntnis von dem Werke der Inquisition. Wir lesen, wie man die Ketzer peitschte, mit schmähenden Inschriften auf ihren Gewändern herumführte, sie vergiftete und die verfluchte, die dies erzählten, wie man Gesindel als falsche Zeugen aufstellte, die Protokolle fälschte, die Ketzer hängte und verbrannte, die letzten einmauerte und so wohl die Katharer, aber nicht die Erinnerung an den heldenhaften Glaubensenthusiasmus der Katharer austilgen konnte. Denn mit dem Andenken an die vier „Reinen", die nach der Eroberung von Montségur 1244 sich an einem Seile herabließen und den Gral in eine verborgene Berghöhle retteten, wovon auch die Inquisitionsprotokolle berichten, verbindet sich noch heute in der dortigen Bergbevölkerung der Glaube, daß alljährlich am Palmsonntag der Berg sich öffne und seinen verborgenen Ketzerschatz sichtbar werden lasse, und die geheimnisvolle Folle du Montcalm, die auf einem Pyrenäengipfel in der Einsamkeit des ewigen Schnees und in der Nachbarschaft der Bären hauste und 1807 von Gendarmen eingebracht wurde und wenige Monate darauf starb, lebt im Volksbewußtsein als die letzte Enkelin der Ketzer fort.

Die Fülle des Stoffes ist übergroß, und es scheint, als ob R., der in umfänglichen Anmerkungen neben Quellenbelegen, literarischen Hinweisen und Erklärungen auch viel neues Material herbeibringt, das vielleicht besser noch in die Darstellung selber hineingearbeitet worden wäre, seinen Lesern gar nicht einmal alles erzählt, was er weiß. Aber auch so schon erliegt er fast der Fülle des Stoffes, und darunter leidet auch ein wenig die Architektur des ersten Teiles (Parzival) und vor allem des zweiten (Gral), der die dunkle Vorgeschichte des Grals aufschließt, verwandte Sagen heranzieht und Fäden zwischen der Gralssage und der Antike, dem Orient, dem persischen Dualismus, dem indischen Seelenwanderungsglauben knüpft. Um so geschlossener ist der dritte Teil (Kreuzzug) und der vierte (Apotheose des Gral).

Nun wird Streit um die Frage entbrennen, ob der Zusammenhang zwischen Gralsverehrung und Katharismus mehr war als nur eine lokale Erscheinung, ob, um es auf ein konkretes Beispiel zu bringen, der Gral etwa auch schon jenen Katharern, die 1052 zu Goslar gehängt wurden, die Kraft zu ihrer Todesfreudigkeit gegeben hat. R. selbst hat wohl auch keine letzte Lösung geben wollen. Dazu denkt er viel zu groß von der Aufgabe, wie er andererseits über die eigene Leistung bescheiden, allzu bescheiden denkt. Es nimmt nicht minder für ihn ein, daß neben dem sachlich wissenschaftlichen Interesse das rein menschliche Moment stark hervortritt, und wer Lenaus Albigenserdichtung kennt, sieht kein geringes Lob in meinem Bekenntnis, daß mich R.s „Kreuzzug gegen den Gral" nicht weniger erschüttert hat, als jene gewaltige Dichtung. Nun warten wir voll Spannung auf den angekündigten „Konrad von Marburg" und hoffen, daß der Verlag auch das neue Werk ebenso schön ausstattet und ebenso preiswert liefert wie den „Kreuzzug gegen den Gral", dem auch mehrere, wohl nach eigenen Aufnahmen R.s hergestellte Bilder von Pyrenäengipfeln und Pyrenäenhöhlen beigefügt sind.

Hans Weichelt

Grundlinien deutscher Landschaftskunde

Mit der von Professor Dr. Edgar Dacqué und Dr. Edith Ebers in Angriff genommenen „Deutschen Landschaftskunde", von der unlängst die ersten drei Bändchen bei C. H. Beck, München, erschienen sind, wird der dankenswerte Versuch unternommen, von einheitlichen Gesichtspunkten aus eine zusammenfassende Darstellung der Naturgeschichte des deutschen Heimatbodens zu geben. Damit ist der entscheidende Schritt getan, um auch auf dem Sondergebiet der Landschaftskunde herauszukommen aus dem „Partikularismus" der geologischen und naturkundlichen Einzelbeschreibungen deutscher Gaue, und um von einem übergeordneten, in systematischer Forschung gewonnenen Standpunkt aus das Verschiedene im Aehnlichen verstehen und das Aehnliche im Verschiedenen sehen zu lernen.

Einen ersten Vorstoß in der gleichen Richtung hat im Jahre 1852 der alte W. H. Riehl gemacht, der dem Band „Land und Leute" seiner „Naturgeschichte des deutschen Volkes" den Satz voranstellte: „An dem Faden von Berg und Tal und Feld und Wald könnte ein geschickter Schulmeister ein ganzes System der Volkskunde aufreihen." Er ging dabei von der Voraussetzung aus, daß die Landschaft einen wesentlichen Einfluß auf den Menschen, der in ihr wohne und daheim sei, ausübe, und daß deshalb eine gründliche Landschaftskunde als unentbehrliche Quelle für die Erforschung deutschen Volkstums zu betrachten sei. Man hat damals Riehl nicht so recht ernst genommen; seine Gedanken paßten so gar nicht hinein in die Welt der bürgerlich-demokratischen Ideen, die sich als Nachwehen der Revolution von 1848 in Deutschland breitmachten. Mit ihnen verschrieb man sich weithin einer stürmischen Aufwärtsentwicklung und Auflockerung aus der Bodenständigkeit der Väter, und die Versuche Riehls, demgegenüber den „Mächten des Beharrens" und der Verwurzelung im Heimatboden das Wort zu reden, muteten angesichts des damaligen Zeitgeistes seltsam altfränkisch und romantisch an. Heute kommt der alte Riehl, von dem man, als er im Jahre 1897 vierundsiebzigjährig in München starb, gesagt hat, er habe sich sozusagen selbst um ein gutes Menschenalter überlebt, wieder zu Ehren, und wir werden gut daran tun, ihn bei der Betrachtung des deutschen Landschaftsbildes zu Rate zu ziehen.

Das gilt besonders all jenen, denen die deutsche Heimat als Landschaft alltäglich geworden ist, und denen sie kaum mehr ist als die Scholle, die sie an den Werktagen des Lebens nutzen und auf der sie sich an den Feiertagen und in Ferienzeiten erholen. Auf diese Weise ist man bei der ein wenig frostig und bitter klingenden Unterscheidung angelangt, wie sie Eugen Diesel in seinem Buch „Die deutsche Wandlung" in Maschinenlandschaft und Erholungslandschaft vornimmt. Doch man kann auch in dieser Hinsicht das Rad der Entwicklung nicht zurückdrehen und muß schon gelten lassen, was Diesel an anderer Stelle sagt: „Auch spiegeln sich Scholle, Forst und Wiese anders im Gemüt des Geschäftsbürgers als in der Seele Schwinds, Werthers, der Landsknechte oder Nibelungen, und es bilden sich eigentümliche Verschichtungen und Kreuzungen des Landschaftsbildes und -empfindens aus den Bestandteilen der älteren und neueren Landschaft, aus Deutschtum, Bürgertum, Romantik, Verkehr, Nerven und Neuzeit."

Wir werden deshalb, wenn wir nicht im Gegensätzlichen und Unlösbaren hängenbleiben wollen, bei einer Besinnung auf die Grundlinien deutscher Landschaftskunde zurückgehen müssen auf die ganz einfachen geographischen Gegebenheiten, wie wir sie im Zeitalter des Dampfrosses, des Autos und Flugzeuges in des Wortes eigentlichster Bedeutung „aus den Augen verloren" haben, und in denen allein die Voraussetzungen liegen für das rechte Verständnis eines bis in die Urweltzeiten zurückgehenden Sammelwerks über „Deutsche Landschaftskunde", wie es jetzt in dem eingangs genannten Unternehmen des C. H. Beckschen Verlags zur Verfügung gestellt wird.

Das, was wir die geographischen Gegebenheiten der deutschen Landschaft nennen, kann gar nicht treffender und besser umrissen werden als mit folgenden Worten W. H. Riehls: „Der große nördliche Grenzwall, das namenlose deutsche Mittelgebirge, ist eine wahre Musterkarte der mannigfaltigsten Gesteins- und Bodenarten; das südliche Hochgebirge dagegen mit seinen vorgeschobenen Hochflächen und Becken strebt nach einförmig massenhaften Gebilden. Dieser Unterschied ist im geologischen Bau wie in dem äußeren landschaftlichen Gepräge so groß, daß die massenhafte Hochgebirgszone oft weit mehr Aehnlichkeit zeigt mit der einförmig massenhaft angelegten Tiefebene des norddeutschen Küstenlandes als mit den zerstückelten Formen des Mittelgebirges."

Dreiteilung der deutschen Landschaft, Dreiteilung des deutschen Klimas und Dreiteilung der Wasserlinien. Dreigeteilt waren schließlich auch in der „guten alten Zeit" die Volksgruppen und Staaten. Im Norden und Süden war das Gebiet der großen und mittleren deutschen Länder, während in Mitteldeutschland die Vielgestaltigkeit, Geschmeidigkeit des deutschen Kulturlebens zu Hause war, aber auch seine Zersplitterung. So zeichnete im Jahre 1852 Riehl die Grundlinien der deutschen Landschaftskunde, und so sah sie im Jahre 1931 Eugen Diesel, der von einer „Dreigeteilten Vielfalt" spricht und dabei schließlich zu der nachdenklichen Schau kommt: „Deutschlands Gefühl ist dreigeteilt in das plastisch-alpin Beharrende; in das gauartig ein wenig charakterlos Zersplitterte, Hockende und doch Vielfältige, etwas Weiche, Aufbereite, Lyrische und doch tüchtig Angeregte; und in das zu seiner Formung der Idee und Organisation Bedürftige der Ebene."

Man soll die Brücke, die Riehl wie Diesel, jeder auf seine Art und jeder von seiner Zeit aus, zwischen Land und Leuten, zwischen Landschaft und Volkstum schlagen, nicht als romantisch und phantastisch abtun. Die Formung der Landschaft kann nicht ohne Einfluß bleiben auf die Formung der Menschen, die in ihr wohnen. Hat doch selbst das Eis der großen Eiszeit in Preußen und in Oberbayern ein ganz verschiedenes Schicksal gehabt. Im Norden griff es, wie Diesel ausführt, in weite und freie Räume, ohne Widerstand zu finden, hinein, schüttete ungeheure Geröllmassen auf und prägte das Land ganz nach seinem Ebenbilde. In Bayern aber rieb sich das Eis an felsigen Mauern, wurde selbst zur Alpenlandschaft und machte aus den Alpen eine Eislandschaft. Dazwischen aber lag das Mittelgebirge, das als Ganzes nicht unter den Gletschern der Eiszeit begraben wurde. So haben wir im Norden und Süden die großen geschlossenen Gebilde, und in der Mitte das „Land der hundert Gaue", wie es schon Tacitus genannt hat.

Mit dem Blick in die Eiszeit haben wir uns rückwärts gewandt in die Tage einer Vorzeit, von der uns die moderne Wissenschaft vom Werden der Erde viel Interessantes und Zuverlässiges zu sagen weiß. Von ihr aus gewinnen wir durch die drei Bändchen, von denen wir bei unseren Ausführungen ausgingen, einen Blick in die deutsche Landschaft und ihre heutige Formung.[1])

Dortmund Georg Sinn

Blick in die Welt

Weltanschauung und Religion

Kampf und Weltanschauung. Rudolf Kircher, Chefredakteur der „Frankfurter Zeitung", schrieb in Nr. 354—355 bedeutsame Ausführungen zu diesem Thema. So schreibt er u. a.: „Es liegen Aeußerungen vor, die so unversöhnlich sind, daß sie jede Hoffnung auf Zusammenklang ausschließen, beispielsweise die grundsätzliche Verurteilung des Christentums überhaupt. Wir haben aber vom Führer des Reiches keine Erklärung gehört, die bewiese, daß er diese radikale Meinung teile. Das Parteiprogramm selbst bekennt sich, wie man weiß, zum positiven Christentum; aber es verkündet auch die Gewissensfreiheit, die Toleranz. Es legalisiert damit zugleich den Konflikt, der im religiösen Bereich ausgebrochen ist: es legalisiert den Angriff wie die Abwehr, soweit dabei die geltenden Gesetze berücksichtigt werden. Zur Gewissensfreiheit gehört zweifellos auch das Recht, einem bestimmten Bekenntnis anzugehören und es zu pflegen. Als soeben der Reichsinnenminister (in Münster) erklärte: ‚Wir Nationalsozialisten verlangen eine völlige Entkonfessionalisierung des gesamten öffentlichen Lebens', sprach er nicht von diesem Recht, sondern er erläuterte seinen Satz durch den Hinweis auf katholische Beamten- und Gesellenvereine und dergleichen. Wäre es über jeden Zweifel erhaben, daß der Nationalsozialismus bei der Verkündung der Gewissensfreiheit in religiösen Dingen und bei der ‚Entkonfessionalisierung' nicht — wie viele und bekannte Nationalsozialisten das tun — an die Notwendigkeit der Ueberwindung des Christentums überhaupt oder an die Beseitigung der ihm dienenden kirchlichen Organisationen denkt, dann würde die Problemstellung sehr viel einfacher sein, — dann wäre auch ein gewisses Zwielicht leichter vermeidbar, das im Umkreis der Politik der Kirchen wie überhaupt im ganzen Bereich der religiösen und kirchlichen Fragen zu bemerken ist. Es würde in der Tat für sehr viele Deutsche — vom Ausland, das gerade diese Dinge mit größter Aufmerksamkeit verfolgt, ganz abgesehen — einen gewaltigen Unterschied machen, ob die Devise der Zeit heißt: Nationalsozialismus gegen Christentum, oder ob es sich nur darum handelt, das politische Leben Deutschlands von den Einwirkungen vollends zu befreien, die, als Folge der früheren Zustände von kirchlicher Seite her noch ausgehen mögen oder die man weiterhin befürchtet... Aber alles, was sich in diesem Augenblick über das Thema Kampf und Weltanschauung beobachten oder sagen läßt, kann sich nur mit Tendenzen befassen, nur mit einem vorerst noch in seinen Auswirkungen unübersehbaren Gären und Ringen. Alles fließt in diesem geistigen Bereich. Deutschland ist in Bewegung. Um so rascher könnte wohl die Klarheit kommen, je weniger Zwischenfälle und Kunstfehler die Entwicklung aufhalten und in falsche Bahnen abdrängen. An der Frage aber, wie weit die nationalsozialistische Weltanschauung und der nationalsozialistische Staat die letzten und eigentlichen, das heißt die jenseits aller Parteipolitik stehenden kirchlichen und religiösen Mysterien Deutschlands in ihrem Kern treffen sollen und wollen, wird sich für das deutsche Volk, das in weitesten Schichten, trotz aller Aufgeschlossenheit gegenüber den nationalen und sozialistischen Forderungen der neuen Zeit und trotz mancher Skepsis im kirchlichen Bereich, ein christliches Volk ist, sehr viel entscheiden. Die Antwort kann nur vom obersten Führer des nationalsozialistischen Reiches kommen."

Unbedingte Bejahung der Konfession. Unter dem Titel „Wir bekennen" hat Karl Kerber 1933 Zeugnisse deutschen Dichterglaubens in einer kleinen Broschüre vereinigt, deren Charakterisierung wir zwar nicht in allen Stücken unterschreiben, die aber manche schöne Stimme zu Wort kommen läßt. Der letzte Beitrag stammt von Hanns Johst: „Die Frage nach der Religiosität eines Menschen objektiv beantworten wollen, heißt ihr aus dem Wege gehen. Das Innerste eines Menschen ist das Persönlichste, oder der befragte Mensch ist eben keine Persönlichkeit und sein Innerstes noch ist bloßes Produkt seiner Bildung, sein Mensch-

[1]) Vgl. die Besprechung auf Sp. 724.

um Konfektion. Diese Frage erzwingt Bekenntnis, Konfession, confessio!... Mein Glaube duldet kein Einesteils-Andernteils, duldet keine Kompromisse, keine Liberalitäten. Mir ist jeder Gegner meiner religiösen Weltanschauung lieber und ehrenwerter als jene aktuelle Sorte Zwischenträger und Zwischenhändler, die vom modernen Boden der Forschung, der Tatsachen, der Realpolitik, der Vernunft, des guten Tones her auf mich einreden. Es gibt Ja und Nein, und was darüber ist, ist nicht nur vom Uebel, sondern ist das Uebel, ist das absolut Böse in einer Zeit, die am Hochmut ihres Intellekts zugrunde geht. Allen Respekt vor menschlicher Geistigkeit, aber Furcht und Ehrfurcht nur vor der Gnade des Heiligen Geistes und dem Glauben der Offenbarung... Dem Glauben geht es nie um die Verständigung mit den Menschen, sondern um die Vergeistigung des eignen Wesens, um die Himmelfahrt der Seele. Der Glaube ist keine demokratische Provinz, sondern ein Gnadenakt des Vaterunsers." („Wir bekennen", Frankfurt, Diesterweg 1933, S. 30 und 31.)

Deutsche Glaubensunterweisung. Hermann Mandel, Professor für systematische Religionswissenschaft und allgemeine Religionsgeschichte in der theologischen Fakultät in Kiel, hat unter diesem Titel einen „Leitfaden deutschen Religionsunterrichtes in Frage und Antwort" herausgegeben, der in 56 kleinen Abschnitten die Fragen „Vom Glauben; Von Gott; Von der Welt und vom Menschen; Von den Bindungen; Vom sittlichen Kampf; Von der Glaubensgemeinschaft" behandelt. Der Verfasser, der sonst eine abstrakt wissenschaftliche Sprache spricht, wendet sich auch diesmal mehr an „ältere Freunde", die die Kinder an Hand dieses Leitfadens einführen sollen. Hier einige Proben: „1. Was heißt Glauben? Glaube ist die Ueberzeugung von einem verborgenen Urgrund alles Seins und das Vertrauen der Seele zu dieser allwirksamen ewigen Macht. 15. Was heißt Gottvertrauen? Gottvertrauen ist die Zuversicht der Seele zu der ewigen Macht alles Seins, die sich trotz aller Uebel und Hemmungen zuletzt doch im Ewigen geborgen weiß, die etwas davon fühlt, was schon im ältesten Gottesnamen der Arier (‚Himmelsvater') lag: daß die ewige Macht mir Vater und Mutter ist und ich trotz allem ihr Kind bin. 21. Wie ist die Welt entstanden? Ein ewiges Sein liegt der Welt zugrunde, nur ihre Gestaltung ist geworden. Die Welt ist nicht wie durch einen überweltlichen Willen aus nichts geschaffen, sondern sie ist in einer ewigen, dauernden Schöpfung aus Gottes Wesen hervorgegangen."

*

Kampf gegen die Kirche

Kartei christlicher Volksgenossen, angelegt von Dr. Friedrich Bubendey, im „Reichswart" 1935, Nr. 25, veröffentlicht:

Wer viel in Meinungsaustausch mit christlichen Volksgenossen steht, der weiß, daß sich diese in ganz bestimmte Klassen einteilen, also karteimäßig erfassen lassen. Da eine Kartei eine immer griffbereite, klare Uebersicht darstellt, kann auch für unsern Glaubenskampf eine Kartei von großem Nutzen sein. So sei hier also eine Kartei christlicher Volksgenossen aufgestellt. Aus Zweckmäßigkeitsgründen haben wir farbige Karteiblätter verwandt und uns auch jene bekannten kleinen, aufsetzbaren ‚Reiterchen' für besondere Merkfälle zurechtgelegt.

Die Blauen

Blau ist die Farbe der Treue. Daher ist blau die gegebene Merkfarbe für alle diejenigen Christen, die in einem echten Glauben treu zu ihrem Christentum stehen. Es gibt solche Christen! Ja, ihnen allein gebührt eigentlich der Name Christen, denn nur sie glauben vorbehaltlos an die Bibel, als an Gottes offenbartem Wort, und an das Apostolische Glaubensbekenntnis mit allen (?) seinen Sakramenten. Christus ist ihnen Gott und die christliche Lehre daher eine göttliche Lehre, die nichts mit „irdischen" Dingen wie Volk, Blut, Boden zu tun hat...

Die Lilafarbenen

Die lila Farbe der Karteikarte „Deutsche Christen" ergibt sich aus dem Blau der alten Treue zum Christentum und aus dem Rot der Deutschen Revolution. Die Lilafarbenen glauben nicht an alles, was in der Bibel steht. Sie lehnen gern das Alte Testament ab. Oft ist ihnen die Bibel nicht einmal Gottes Wort, und Christus nur eine menschliche Idealgestalt. ‚Reiterchen': das gilt nicht von den Pastoren der Deutschen Christen, die an alles glauben. Die Lilafarbenen möchten daher ihre blaue Farbe, aus dem Christentum die „arischen" Bestandteile herauslösen, wie Kinder die Rosinen aus dem Kuchen. Arisches Christentum ist vonnöten, weil Deutscher Glaube allein nicht genügt. Deutscher Glaube ist ihnen zu ungöttlich, zu traditionslos. Doppelt genäht hält auch besser. Die Lilafarbenen empfinden aber andererseits den Gegensatz christlich und deutsch sehr wohl, daher ihre rote Farbe...

Die Violetten

Die violetten Christen, in deren Karteikarte auch das Blau der Treue zum Christentum und das Rot der Deutschen Revolution erkenntlich ist, ähneln daher den lilafarbenen Christen, doch unterscheiden sie sich von ihnen wie eben Violett von Lila und dann dadurch, daß sie die christliche Ethik, die christliche Erziehung mehr betonen als den christlichen Glauben... Die violetten Christen sprechen daher viel von christlichem Ethos (os wie Oskar zu sprechen!), von christlicher Moral und ihrer Wirkung, die von der germanisch-deutschen Sittlichkeit allein nicht erreicht werden kann; fehlt es doch auch dem Deutschen Glauben noch an einem brauchbaren Religionsstifter! Trotzdem ist man um das deutsche Seelenleben bemüht, hält dafür aber auch die christliche Gestaltung der Familienfeste als die allein richtige. Gewiß, gewiß: man glaubt nicht „mehr so" an Christus. Dafür ist man ja rassenkundlich gebildet. Auch die Bibel ist „wohl" Menschenwerk und in ihr viel Jüdisches. Indessen sind in ihr doch „wundervolle" Stellen! Von den unwundervollen schweigt man...

Die Grauen

Grau ist eigentlich keine Farbe. Die grauen Christen sind auch eigentlich keine Christen. Sie sagen es nur immer von sich. Sie sind Anhänger jenes Wortes: „Immer davon sprechen, niemals daran denken!" Vor den grauen Christen kann man das Grauen kriegen. In Meinungsaustauschen geben sie immer „alles zu". Zum Schluß sind sie wieder Christen. Die grauen Christen preisen auch das christliche Gebet, das ihnen aber nicht der Glaube an etwas Höheres abringt, sondern innere Hilflosigkeit...

Die Gelben

Gelb ist der Neid. Den gelben Christen macht der Neid viel zu schaffen. Sie sind auch neidisch auf die Kirchenaustritte. Ihnen ist das Christentum nichts als Broterwerb, Geld, Gehalt, Stellung, Amt! Sie glauben an das Christentum, weil sie sonst daran — — glauben müssen!

Die Weißen

Die weißen Christen sind die gefährlichsten! Sie tarnen sich mit der Farbe der Unschuld! Sie sagen Religion und meinen Politik (ihre Politik!). Sie sagen Christentum und meinen Reaktion! Sie sagen christlich und meinen international! Sie sprechen vom Germanentum, als wären sie damals dabeigewesen. Dabei hassen sie das Germanentum wie die Sünde, von der sie dem Volk immerzu etwas vorpredigen. Die Anzahl der weißen Karten in unserer Kartei ist sehr gering. Die weißen Christen verstecken sich gern hinter die Blauen, Lilafarbenen, Violetten und zur Not auch hinter die Grauen und nehmen chamäleonartig deren Farbe an. ‚Reiterchen' nützen hier gar nichts.

Bubendey hat einen gut entwickelten Farbensinn und eine ebenso gute Dosis Streitsucht im Herzen. Er ist der Typ des „ewigen Landsknechts", dem es nicht wohl ist, wenn er nicht raufen kann. Wir wollen ihm nichts nehmen von allen diesen Dingen, haben aber auch keine Lust, mit ihm solche Landsknechtssitten aufzuwärmen.

Rasse oder Heilsplan. Unter dem Titel „Schriften der Deutschgläubigen Hochschulgruppe Hamburg" veröffentlicht Herr Alfred Conn eine Broschüre „Rasse statt Heilsplan". Der Verfasser geht allbekannte Wege erniedrigender Kritik des Christentums. Die Deutsche Glaubensgemeinschaft wird als der religiöse Weg des deutschen Volkes dargetan: „Der Herr ist nahe bei denen, die zerbrochenen Herzens sind, und hilft denen, die ein zerschlagenes Gemüt haben" (Ps. 34, 19) zitiert der Verfasser und schreibt dazu: „Ein zerbrochenes Herz und ein zerschlagenes Gemüt: das sind die Folgen der Selbstaufgabe, die Verleugnung der angestammten Geartung, des Verrats am überkommenen Blutserbe" (so!). „Dagegen: ein heldisches Ziel, eine tiefe, glühende, opferbereite Ueberzeugung (im Gegensatz zu einer fanatisierten Höllenangst), ein

grundlegendes, weil ererbtes Verständnis von Um- und Innenwelt (Wissenschaft und Freiheit anstatt Aberglauben und Dogmen) hat nur reine Rasse, die sich ihrem Blute und ihrer Weltanschauung verwandt und verwurzelt weiß. Damit ist der unüberbrückbare Gegensatz zwischen völkischer Eigengestaltung und christlicher Allgemeingültigkeit gegeben." Der Verfasser gibt dann weiter ein „Beispiel aus dem heutigen politischen Leben" (S. 90 f.). Rosenbergs „Mythus des 20. Jahrhunderts" wird als „Vorstoß gegen das Christentum" angesehen, dem am 18. Februar 1931 ein „Gegenstoß in Gestalt einer Kundgebung der acht bayrischen Bischöfe" gefolgt sei. Damit habe nun die Partei (gemeint ist die NSDAP von 1931) vor einer schwierigen Lage gestanden: „Entweder konnte sie sich für Alfred Rosenberg entscheiden. Dafür ist aber die Anhängerschaft der Partei noch lange nicht völkisch und willensmäßig reif genug... So wählte die Partei — anstatt in Glaubensdingen wenigstens neutral zu bleiben — die andere Möglichkeit und unterwarf sich den kirchlichen Forderungen. Und so kam der Rückzug durch die Erklärung des nationalsozialistischen Fraktionsvorsitzenden im bayrischen Landtag, Dr. Buttmann, vom 29. April 1931, in dem er sagte: ‚Wo hätten wir jemals in einer amtlichen Verlautbarung in unserer Betätigung die Offenbarung der Bibel des Alten und Neuen Testaments abgelehnt? Wo hätten wir den Primat des Papstes in Rom nicht gelten lassen, wie hier behauptet wird, weil er eine außerdeutsche Stelle sei? Wo hätten wir mit dem Gedanken einer dogmenlosen deutschen Nationalkirche gespielt? Das Gegenteil ist der Fall.' Wir wollen nun zwar die Wahrheit dieser Erklärung nicht hoffen, sondern annehmen, es handle sich aus dem erwähnten Grunde um ein taktisches Verhalten, denn sonst würde die Partei durch diese Erklärung auf die undeutsche und unvölkische Seite rücken (!). Hier zeigt sich die Halbheit eines vermeinten völkischen Kampfes, zu dem entweder in so großem Rahmen noch die Grundbedingungen fehlen oder der nötige Mut zur Folgerichtigkeit mangelt. Aber es gibt nun einmal Fragen, die auch dann da sind und Beantwortung erheischen, wenn man sie zu leugnen versucht. Allen Nationalsozialisten sei gesagt, wer von völkischen, also blutbedingten, nicht von außen durch Offenbarung gegebenen Voraussetzungen ausgeht, muß zu unchristlichen, also zu besonderen statt zu absoluten Folgerungen kommen. Auch dann, wenn er es gar nicht will oder sich dessen nicht bewußt wäre." — Dies Heft erschien 1934; und wie verträgt sich nun solche Kritik am Christentum mit Punkt 24 des nationalsozialistischen Parteiprogramms, der sich zum positiven Christentum bekennt?

„Wir glauben!" Aus dem „Deutschen Pfarrerblatt" Nr. 27, S. 413, entnehmen wir den Wortlaut folgenden Gedichtes:

Wir glauben!

Nie laß dir deinen Glauben rauben,
es komme, welche Macht es sei!
Sie woll'n dich ködern wie die Hunde,
wir aber sind im Glauben frei!
Zu uns spricht Gott in unsren Fahnen,
und unser Kampf ist uns Gebet —
Der Väter Blut und Boden mahnen
zum Kampf, damit das Reich besteht. —

Nicht jene sind's mit hohlen Herzen,
die angstvoll in die Knie gehen,
nicht jene, die nur tausend Schmerzen
und Mitleid in die Herzen säen,
nicht jene, die mit krummen Rücken
von Höllenqual und Teufel reden
und mit der Frechheit falschen Blicken
den Stolz im Mann und Weibe töten!

Nicht jene, die wie ein Getriebe
so regelmäßig „beten" gehen,
weil sie in „Andacht" und in „Liebe"
den Anstand — ihr Geschäft nur sehen...

Zu uns spricht Gott in allem Leben —
dem feigen Schwächling hilft er nicht —
dem stolzen Starken wird er geben,
was er erkämpft als seine Pflicht.

Das faule Kranke wird vergehen
und wird uns unsern Stolz nicht rauben;
denn Gott ist mit uns, wo wir stehen,
weil wir an unser Deutschland glauben! King.

(„Sturmtrupp", Zeitung der Hitler-Jugend, Gebiet 17. Mai 1935, Nr. 9.)

*

Soziales und Wirtschaftliches

Berlin, die wirtschaftliche Zentrale Deutschlands.

In einer Reihe von Aufsätzen führender Persönlichkeiten gibt das „Wirtschaftsblatt der Industrie- und Handelskammer Berlin" in Heft 16 (1935) über das Gebiet Berlin-Brandenburg aufschlußreiche Einblicke.

Kennzeichnend für die Vitalität der Stadt Berlin ist ihre Entfaltung zu der heutigen Bedeutung in nur wenigen Jahrzehnten sowie die Schnelligkeit und Gründlichkeit, mit der die Stadt die Folgen des Weltkrieges überwand. Ihr Gesicht gewann die Berliner Wirtschaft in den Jahren 1860 bis 1895. Riesenunternehmungen von Weltruf haben ihren Sitz in Berlin, darunter Namen wie Siemens, AEG, Borsig, Knorr-Bremse A.-G. u. a. Fast die Hälfte der elektrotechnischen Fabrikation konzentriert sich im Bezirk der Berliner Industrie- und Handelskammer. Die Konfektion gehört ebenfalls zu den Faktoren, die der Stadt ihr Gepräge geben. In Berlin laufen die Fäden der wirtschaftlichen und berufsständigen Organisationen aus dem ganzen Reichsgebiet zusammen. Ueber ein Viertel aller deutschen Aktiengesellschaften und fast ein Drittel aller im Reich bestehenden Gesellschaften haben ihren Hauptsitz in Berlin. Die Dachgesellschaften der großen Konzerne und Interessengemeinschaften, die die bedeutendsten im Reichsgebiet verstreut liegenden Unternehmungen zu wirtschaftlichen Einheiten zusammenschließen, haben meist in der Reichshauptstadt ihren Sitz. Die Geschäftsleitungen fast der gesamten landwirtschaftlichen Maschinenindustrie haben ihren Sitz in Berlin, obwohl ihre Produktionsstätten in Mannheim, Magdeburg oder in Leipzig liegen. Das gleiche gilt auch für andere Industrien, wie die Feinmechanik. Zum Beispiel unterhält die Firma Bosch, deren Produktionsstätten im Südwesten Deutschlands, in Stuttgart, liegen, eine Zentrale in Berlin. Noch um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts lag Berlin als Geldzentrum noch weit hinter Frankfurt a. M. zurück, heute ist es die unbestrittene Geldzentrale des Deutschen Reichs. Die J. G. Farben A.-G., übrigens eine der wenigen Großunternehmungen, die ihren Verwaltungssitz nicht in Berlin (sondern in Frankfurt a. M.) unterhält, schuf sich mit der „Deutschen Länderbank A.-G." in der Reichshauptstadt ein eigenes Bankinstitut.

Schon vor dem Weltkrieg war die Stellung Berlins in weltwirtschaftlicher Beziehung bedeutend. Von hier aus brach August Borsig die Vorherrschaft der englischen Maschinenindustrie in Deutschland durch seine Fabriken und seine Lebensarbeit, von hier aus führten Werner von Siemens und Emil Rathenau die deutsche Elektroindustrie zu ihrer heutigen weltwirtschaftlichen Stellung empor. Der Berliner Auslandsabsatz ist bei normalen zwischenstaatlichen Beziehungen immer bedeutend gewesen, und auch für die Zukunft der Metropole des Dritten Reiches wird die Lösung der Ausfuhrfrage von schicksalhafter Bedeutung sein.

*

Verschiedenes

Die Einwirkungen von Sprache und Mienenspiel auf die Gesichtsformung, eine von ihm seit Jahren bearbeitete Frage, behandelt Willy Hellpach im Aprilheft der „Zeitschrift für Menschenkunde": „Wissen wir doch, wie das Gesicht eines Menschen sich charakteristisch ‚anglisiert', wenn er jung genug in die angelsächsische Welt umsiedelt. Zwischen dem veränderten ‚Akzent', mit dem er dann auch seine Muttersprache redet..., und den veränderten ‚Zügen', namentlich um die Mundpartie herum, suchen wir dann ohne weiteres einen Zusammenhang; wir finden es ganz natürlich, daß die andere Sprechdynamik des Englischen auch die Sprechpartie nach sich anders forme." Dies wird dann auch an den deutschen Stämmen mit der Verschiedenheit ihrer Gebarensart und Sprechweise gezeigt. Zu den physisch ererbten Faktoren der Rasse und den aus Boden, Klima, Ernährung physisch erzeugten treten die psychisch gestaltenden. „Nirgends am Menschen so sehr wie in seinem Antlitz prägt sich die Auseinandersetzung aus zwischen dem, was wir als Erbstück ins Leben mitbringen, und dem, was das Leben an Jeden heranbringt. Jedes Volks-

m, auch in seiner Körperlichkeit, zumal in seinem Gesicht, ein Ergebnis dieser ewig-menschlichen Auseinandersetzung ischen Blut und Los, zwischen Erbteil und Schicksal."

— oh —

Aus Zeitschriften

Volk als metaphysische Wirklichkeit. Die „Europäische Revue" (eine im Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt Stuttgart-Berlin erscheinende Monatsschrift, Herausgeber Karl Anton Prinz Rohan, Schriftleiter Joachim Moras, Vorsitzender des Beirats Wilhelm Solf) handelt in der Märznummer neben politischen und wirtschaftlichen Aufsätzen vom Volk als metaphysischer Wirklichkeit. Der Verfasser, Hans Bogner, entwickelt den Gedanken von der Existenz und Substantialität der Volksgeister im Hinblick auf die Antike nach den Anschauungen Herders, Fichtes, Hegels und Rankes. Der Glaube an die Volksgötter ist, nicht ohne Notwendigkeit, in unsern Tagen wieder auferstanden. Denn bevor die bindende, übervölkische Kraft des christlichen Reiches, ja nur ein erträgliches Nebeneinander der Nationen Wirklichkeit wird, bedarf es der innern Geschlossenheit, Kraft und Gesundheit der einzelnen Völker." In den Mythen der deutschen Denker, wo die Völkergeister um Gottes Thron gruppiert sind, findet er die Zusammenordnung der christlichen und der völkischen Idee.

Zu Christoph Schrempfs 75. Geburtstag schreibt Hermann Hesse in dem Maiheft der „Neuen Rundschau" (Schriftleiter J. Suhrkamp, Verlag S. Fischer): „Wir wollen ihm danken und uns zu ihm bekennen, womit ich freilich nicht ein Glaubensbekenntnis auf Grund formulierter Dogmen meine, sondern ein Bekenntnis der Dankbarkeit und Schülerschaft einem heißen, tapferen, unbestechlichen Sucher und Denker gegenüber." — „Was ihn an diesem wunderlichen Menschen Kierkegaard und an seinem verzwickten, mit Kulissen, Scheinperspektiven und andren Schauspielereien durchsetzten Werk so heftig interessiert, das sitzt tiefer. Ihn interessiert das Letzte, das eigentliche Geheimnis: aus welcher Kraft und mit Hilfe welches Glaubens eigentlich dieser geniale, aber nicht immer angenehme Literat und Halbmärtyrer sein so unendlich dunkles und schwieriges Leben hat führen können! Mit derselben Frage hat Schrempf in leidenschaftlichen, in manchen Kapiteln tief aufwühlenden Büchern Charakter, Geist und Leben Luthers, Lessings, Goethes, des Apostels Paulus studiert und belauscht."

Bücher und Schriften

Auslandsdeutschtum und evangelische Kirche, Jahrbuch 1934, herausgegeben von Ernst Schubert. München, Kaiser. 366 S.

Ich weiß nicht, ob es nur eine Eitelkeit von uns Auslandspfarrern ist, aber wir haben immer wieder das Gefühl, es würde den Amtsbrüdern daheim gerade in den schweren Kirchenwirren — die auch uns im „Außendienst" schwere Not machen — sehr dienlich sein, wenn sie sich den Blick ab und zu einmal weiten ließen durch Vertiefung in die Gedankengänge, die sich aus der eigenartigen Problemstellung vom Auslandsdeutschtum her ergeben. Das letztjährige, wieder von dem bewährten ehemaligen Botschaftspfarrer in Rom besorgte Jahrbuch enthält außer einer knappen Geschichte des Auslandsdeutschtums von Dr. von Loesch (Berlin) und kirchengeschichtlichen Aufsätzen über das evangelische Deutschtum in Osteuropa, Finnland, Kleinpolen, Siebenbürgen, Jugoslawien und Afrika sehr beachtenswerte grundsätzliche Untersuchungen unter anderem über „Reich, Volk, Recht" von Dozent Dr. Beyer, Danzig, „Die Bedeutung einer evangelischen Lehre vom Volk für das Auslandsdeutschtum" von Pfarrer Mai, Cilli, „Die ökumenische Aufgabe der deutschen evangelischen Kirche" von Oberkirchenrat Dr. Krummacher, Berlin, „Der ökumenische Charakter deutscher evangelischer Auslandsgemeinden" vom Herausgeber, „Zum Verhältnis von evangelischer Kirche und Schule im Auslandsdeutschtum" von Direktor Dr. Geißler, deutsche Schule in Belgrad.

Mai hat die sich aus der eigentümlichen Problematik des Auslandsdeutschtums, das deutsches Volk ohne deutschen Staat ist, ergebende Forderung, „vom evangelischen Glauben her das Wesen des Volkes zu erfassen", bereits in einem höchst beachtenswerten Buche „Die volksdeutsche Sendung der Kirche" behandelt. Sein Aufsatz über die Bedeutung der evangelischen Lehre vom Volke gibt die Quintessenz des Buches mit Schlaglichtern auf die reichsdeutschen Probleme. Krummacher weitet den Horizont, indem er die ökumenische Aufgabe der Zukunft, „nämlich die Aufgabe einer wirklich lebensvollen zwischenkirchlichen Zusammenarbeit der deutschen Kirche mit einzelnen Kirchen des Auslandes" deutlich macht und zeigt, wie „die Besinnung auf die ökumenische Aufgabe der Deutschen Evangelischen Kirche in der grundsätzlichen theologischen Fragestellung mündet, vor der unsere Kirche heute steht". Wenn man diese weitsichtigen Ausführungen liest, meint man, daß die heimatlichen Kirchenwirren verhältnismäßig leicht zu lösen wären, wenn man die Erfahrungen und Gesichtspunkte des weltweiten und an jahrhundertlangem Kampf um das Problem Glaube und Volk geschulten evangelischen Auslandsdeutschtums nutzbar machen würde. Möchte das Jahrbuch dazu helfen, enge Stirnen und hitzige Köpfe daheim etwas mit auslandsdeutschem Oele zu salben.

Viktor Hermann Günther

Unser Glaube. Von Emil Brunner. Bern und Leipzig, Gotthelf-Verlag 1935. 176 S. 3 Fr.

Klar und lebendig geschrieben, wie alles von Brunner. Ein Abriß christlicher Lehre in kleinen Aufsätzen aus dem „Kirchenboten für Zürich", von vorbildlicher Kürze. Vieles ist sehr eindrücklich, z. B. wie bedenklich es sei, zu sagen: „Es gibt" Gott. Daß Brunner die Paradoxie der Ewigkeitshoffnung einfach stehenläßt und dem, der sich auf Gottes Verheißung, auf Jesu Worte, nicht verlassen mag, hier nicht mit dem Hinweis auf Wunder zu helfen sucht, ist recht. An andern Stellen ist das Urteil hart dogmatisch, so über Alle, die in Jesus nur einen Propheten oder Religionsstifter sehen, nicht den Christus Gottes. Und wenn Brunner sagt: „Ist Gott nicht, dann . . . kommt alles auf eins heraus: Schurke oder Heiliger", d. h. dann sind alle Pflichten Hirngespinste, so ist solche Redeweise wahrhaft unchristlich. Dennoch hat das Buch große Vorzüge; Jeder wird das Buch mit Gewinn lesen. M

Das ewige Evangelium und das Dritte Reich. Von Paul Klein. Kaiserslautern und Mannheim, Verlag des Ev. Vereins 1934. 108 S. 2.50 M.

Diese acht Predigten sind in einer Januarwoche in Karlsruhe, in einer Februarwoche 1934 in Mannheim gehalten. Sie verkünden alle eindringlich, zusammenhängend und beredt Jesum (als Licht, Liebe, Leben; als Arzt, Richter, Gesetzgeber, Todesüberwinder; als Heiland der Massen; als Ueberwinder des bolschewistischen Kollektivmenschen und als Erzieher zu volksmissionarischer Arbeit). Die vorletzte eignet sich mehr zu einem Vortrag, die letzte ist die schwächste und nicht frei von Künsteleien und Uebertreibungen. Alle nehmen irgendwie Bezug auf die Tatsachen und Fragen, Gaben und Aufgaben des Dritten Reiches. Sie wollen aber ausdrücklich Volksmissionspredigten sein, d. h. sie sollen die der Kirche Entwöhnten und Entfremdeten anziehen, möglichst wiedergewinnen und festhalten. Ich glaube aber nicht, daß längere Abschnitte aus dem Johannesevangelium für diesen Zweck die besten Texte bieten. Ich meine auch, daß lange, vielverschlungene Perioden, rhetorische Fülle der Worte und Begriffe, Betonung der theologisch üblichen Gedankenreihen und eine überwältigende Menge tiefer Ideen hier nicht angebracht sind. Aus einem Wasserfall kann man nicht leicht den Becher zum Trinken füllen. Mir scheint vielmehr, daß die einfachste, volkstümliche Sprache mit kurzen Sätzen, treffenden Bildern und Vergleichen, Bezugnahme auf das praktische Leben und Einschränkung auf wenige, aber entscheidende Probleme das Richtige ist. So haben es Spurgeon und Bitzius gemacht. So hat auch — wenigstens nach den Synoptikern — Jesus „Volksmission" getrieben. Auch wird von ihm außerhalb des Neuen Testamentes berichtet, daß er seine Jünger ermahnt habe: „Werdet gute Geldwechsler!" Das heißt doch wohl, daß wir die großen, heiligen Werte des Evangeliums in kleine, gangbare Münze umwechseln sollen.

Wilhelm Bornemann

Religion und Kirche im nationalsozialistischen Deutschland. Von Hermann Meltzer. Dresden 16, Püschel. 48 S. 80 Pf.

Eine Ergänzung zu Thrändorf und Meltzers Kirchengeschichtlichem Quellenlesebuch, doch von selbständigem Wert. Auf neun Seiten wird die Entwicklung des Kirchenwesens in Deutschland seit 1933 knapp, übersichtlich und in allem Wesentlichen zutreffend geschildert, mit Ausblicken auf die

neugermanischen Religionsbildungen. Allerlei sehr grundsätzliche Fragen, die sich erheben, zu besprechen, ist in diesem auch für Schüler bestimmten Hefte nicht der Ort. Irrig ist (S. 5, Z. 4), daß an Stelle des von der Nationalsynode am 9. August 1934 beschlossenen (dann aber nicht eingeführten) Pfarrereides ein allgemeiner Bekenntniseid getreten sei (vielmehr: der allgemeine Staatsdienereid, zunächst bei den Beamten der landeskirchlichen Verwaltung), und Jägers Rücktritt ist einen Monat zu früh angesetzt. Den Hauptinhalt des Heftes bilden Quellenstücke (Lagarde, Bonus, Urkunden aus den letzten Jahren, unter anderem die Kirchenverfassung vom 11. Juli 1934, auch Stücke aus Hauers Gottschau und danach Texte zur altgermanisch-nordischen Religion, soweit ich urteilen kann, recht objektiv und zweckmäßig ausgewählte).

M

Afrika, wie ich es erlebte. Von Hans Anstein. Stuttgart und Basel, Evang. Missionsverlag. 224 S. Geb. 4.80 M.

Ein ganz prächtiges Buch. Der Verfasser hat in zweijähriger Reise 1930 bis 1932 ganz Afrika durchstreift und fast alle Missionen besucht, und entwirft nun ein höchst erfreuliches Bild von dem Stande der Mission im interessantesten Erdteil. Das ist alles so ohne Schminke, so schlicht und echt und dabei so flott und lebendig erzählt, daß ich das Buch mit großer Freude in einem Zuge durchgelesen habe. Zwei Beigaben des Buches sind noch besonders zu nennen: einmal die vielen interessanten Bilder nach unzähligen Originalaufnahmen des Verfassers, und dann die feinen Auszüge aus Briefen, die der greise (hundert Jahre alt gewordene) Hermann Christ-Socin in Basel an den Verfasser nach Afrika geschrieben hat; darin ist nicht bloß der rege wissenschaftliche Sinn des ehrwürdigen Mannes, sondern vor allem die ebenso innerliche wie geistig bedeutende weltpolitische Perspektive zu rühmen. Alles dies hebt das Buch auf eine nicht geringe Höhe und macht es zu einem der wichtigsten Erzeugnisse der heutigen Missionsliteratur, von welcher auch die wissenschaftliche Welt allen Grund hat, recht gründlich Notiz zu nehmen.

Artur Neuberg

Freiheit und Brot. Einführung in die Wirtschaftspolitik des neuen Reiches. Von Karl Kumpmann. Berlin, Junker & Dünnhaupt Verlag 1934. 170 S. Brosch. 3.80 M.

Auch dieses Buch will dem Nationalsozialismus dienen. Der bekannte Sozialpolitiker hat seine Arbeit auf einen weiteren Leserkreis abgestellt. Sie hat den Vorzug einer großen Klarheit und Einfachheit. Auch ihm wird der kritische Leser in manchen grundsätzlichen Fragen und Einzelheiten, die sich aus jenen ergeben, nicht überall beipflichten. Als Lesebuch wird diese „Einführung" dem sozialpolitisch interessierten Laien gute Dienste leisten, und deshalb ist ihre Veröffentlichung zu begrüßen.

Karl Jadzlewski

Abrüstung und Sicherheit. Von K. Schwendemann. Handbuch der Sicherheitsfrage und der Abrüstungskonferenz. 1. Bd. 2. Aufl. Leipzig, R. Hofstetter. 881 S.

Das äußerst wichtige Handbuch ist für Jeden unentbehrlich, der sich eingehend über das behandelte Problem orientieren will oder auf diesem und damit zusammenhängenden Gebieten arbeitet; es ist zugleich ein Geschichtswerk von hohem Wert.

Otto von Lilienfeld-Toal

Technik und deutsche Kulturentfaltung. Von R. Grammel. Stuttgart, Kohlhammer 1933. 1.35 M.

Dieser Vortrag an der Universität Tübingen verdient gerade heute höchste Beachtung. Grammel gibt an Hand klarer Definitionen von Kultur und Technik ein Bild von ihrer ursprünglichen Zusammengehörigkeit und ihrer Trennung im Verlauf der zunehmenden Industrialisierung und Verwirtschaftlichung der Technik einerseits und des nicht schritthaltenden soziologischen und organisatorischen Könnens der Menschen andererseits. Und diese Trennung in der Mitte des 19. Jahrhunderts geschah zu einer Zeit kultureller Lahmheit. Hier wird der Krebsschaden unserer Zeit klar: „Nicht herrschen, sondern Dienen ist der Zweck der Wirtschaft." Mit überzeugender Deutlichkeit tritt Grammel gegen die einseitige Beurteilung, ja oft Verurteilung der Technik als der „Schuldigen" unserer heutigen Not auf. Und „nicht rückschauende Anklage tut not, sondern vorwärts gewandte sachliche Planung". Erfrischend im Ausblick auf eine durchaus mögliche Wiederverbindung von Kultur und Technik wird im Gegensatz zu den pessimistischen Anschauungen („Fluch der Technik", „Zurück zur Natur" u. a. m.) Kulturentfaltung unter Einschluß der Technik für die Zukunft gefordert. Jedem, der das Problem der Technik in voller Schwere zu spüren glaubt — und besonders auch den Geisteswissenschaftlern — sei empfohlen, die für das Studium des Heftes erforderliche halbe Stunde zu opfern.

Otto Petersen

Deutsche Landschaftskunde. Bd. I: Urweltkunde Süddeutschlands. Von Edgar Dacqué. 174 S., 52 Abb. Bd. II: Die Eiszeit im Landschaftsbilde des bayerischen Alpenvorlandes. Von Edith Ebers. 167 S., 30 Abb. Bd. III: Bau und Entstehung der Bayerischen Alpen. Von Gustav Haber. 206 S., 16 Abb. München, C. H. Beck 1935. Je Band geh. 3.50, in Leinen 4.80 M.

Mit diesen ersten drei Bändchen legen Herausgeber und Verlag den Grund zu einer deutschen Landschaftskunde in Einzeldarstellungen, die ihnen der Forscher wie der Heimatkundige und Naturfreund gleich danken wird. Sucht doch diese im besten und schönsten Sinne moderne und zeitgemäße Landschaftskunde hinauszuführen über das rein Wissenschaftliche zum tieferen Verstehen und zu einer, wie man sagen möchte, künstlerischen Schau der Urgeschichte sowohl wie der jetztzeitigen Naturgeschichte des deutschen Vaterlandes. Ohne daß die Tatsachen und Erfahrungen, die wirklich Wissen schaffen, irgendwie zu kurz kommen, werden wir mit diesen drei Bänden anschaulich, allgemeinverständlich und sachkundig herausgeführt aus vergangenen Jahrtausenden zu den deutschen Landen und zum deutschen Menschen von heute. Es muß eine wahre Freude sein, mit diesen drei Büchlein in der Hand eine Wanderung durch Süddeutschlands Gaue, die hier zunächst behandelt werden, zu unternehmen, und sich mit ihrer Hilfe hineinzuarbeiten in ein tieferes Verstehen der jedem von uns „lesbaren Runen einer gewaltigen Schöpfungsschrift". Und wem der Beutel zu schmal ist zur Sommerreise, dem wird die „Heimarbeit" am Schreibtisch an Hand dieser Landschaftskunde reichen Gewinn bringen. Der Anfang der Sammlung berechtigt zu hochgespannten Erwartungen für das Gesamtwerk.

Georg Sinn

Die kleine Prosaschule. Von Broder Christiansen. München o. J., Felsen-Verlag. 190 S. geb. 3.60 M.

Christiansen läßt seinen zahlreichen Schriften, unter denen die im Buchhandel bereits vergriffene „Philosophie der Kunst", das beachtenswerte „Gesicht unserer Zeit" und „Die Kunst des Schreibens" (Die große Prosaschule) erwähnt seien, „Die kleine Prosaschule" folgen, die in engerem Rahmen die Kunst der guten deutschen Prosa lehren will. Er schreibt selbst einen knappen, straffen und dabei geschliffenen Stil, immer bemüht, seine drei Grundregeln zu guter Prosa selbst innezuhalten: laut, schlicht (d. h. alle grundlosen Betonungen und Steigerungen und alles Uebertriebene streng vermeidend), einfach schreiben. („Das Letzte, was ein guter Autor bekommt, ist Fülle.") Zwei weitere Regeln: „Erst schauen, dann schreiben; erst denken, dann schreiben!" und nach anschaulichem Ausdruck streben, den Gebrauch von Begriffswörtern einschränken. Von diesem Boden aus werden in acht Kapiteln die Fabel, der Spruch, die Anzeige, Landschaft und Figur, das Bildnis, der Brief, Aufsatz und Abhandlung und die Kurzgeschichte besprochen, durch Musterstücke verdeutlicht, mit angehängten Aufgaben ausgestattet und mit feinen und anregenden Beobachtungen und Winken begleitet. Christiansen versucht sich auch als Wortbildner, nicht immer glücklich, wenn er z. B. von Vorlust, Schilderkunst, Müßigständer, Deutscherort, Bewußtseinswache schreibt. Uebrigens ist er kein fanatischer Sprachreiniger; er weiß nicht nur, daß die Wissenschaften vom Gedachten ihre eigene Sprache nicht entbehren können, wenn sie sich auch von der Sprache des Lebens nicht unerreichbar weit entfernen sollen; er weiß auch, daß ein guter Schriftsteller am rechten Ort ein Fremdwort gebraucht, gerade weil es sich von dem Fluß der deutschen Rede abhebt und abheben soll. Vortrefflich ist seine Einsicht in die Stimmungswerte der Sprache und ihre Stimmung erzeugenden Kunstmittel, löblich auch, mit welch einfachen Worten er über bedeutsame Dinge spricht, ohne oberflächlich zu wirken. Er hat eine unverkennbare Lehrgabe. Aber im Grunde bleibt die Stilkunst nicht lehrbar: wie der Mensch selbst hat sie ihr unauflösliches Geheimnis. Zur Herausbildung dieser Kunst aber ist Christiansens Werk dienlich.

Rudolf Günther

Verfall und Neuordnung. Von Paul Ernst. München, Albert Langen/Georg Müller 1935. 139 S. 2.50, geb. 3.50 M.

Paul Ernst. Von Adolf Potthoff. Ebenda 1935. 39 S. 1.20 M.

Im Anschluß an die ausführliche Würdigung Paul Ernsts CW 18, 1934, weisen wir auf diese beiden Neuerscheinungen hin, die in das Werk des Dichters und Denkers einführen wollen. Das erste durch eine dazu geeignete Sammlung von Aufsätzen aus verschiedenen Gebieten, das zweite durch eine Darstellung seines Lebens und Werkes; diese ist mit jener bewundernden Liebe geschrieben, die hellsichtig für Vorzüge und kurzsichtig gegen Mängel macht. Gerhard Heine

Erinnerungen eines alten Pfarrers. Von Ludwig Schneller. Leipzig, Wallmann 1935. Geb. 3.25 M.

In freundlichem Plauderton erzählt der greise Verfasser ernste und heitere Erfahrungen aus seinem und anderer Menschen Leben, die sich meist auf die Predigt und alles, was damit zusammenhängt, beziehen. Manche gute Winke und wertvolle Mahnungen für Pfarrer sind eingestreut. Das Büchlein eignet sich wohl zum Vorlesen im Pastorenhaus, aber auch für kirchlich interessierten Gemeindegliedern.

Henning Kruse

Chronik

Staatliche Vorgänge

Zum Leiter der Beschlußstelle in Rechtsangelegenheiten der evangelischen Kirche (s. Sp. 672 f.) wurde Reichsminister Kerrl, der frühere preußische Justizminister, berufen.

Der Reichs- und preußische Minister des Innern hat durch Erlaß vom 20. Juli die Landesregierungen allgemein angewiesen, den konfessionellen Jugendverbänden das Tragen von Uniform oder ähnlicher Kleidung, sowie das geschlossene öffentliche Auftreten mit Wimpel und Fahnen, das Tragen von Abzeichen oder einer einheitlichen Kluft sowie jede geländesportliche Betätigung zu verbieten.

Innenminister Frick ordnete die Verhinderung konfessionell geführter Mütterschulungskurse an. FZ 354/5

Der „Evangelische Beobachter" vom 22. Juni teilt mit, daß unter die Verordnung des Reichsinnenministeriums vom 5. November 1934, durch die Veröffentlichungen über die derzeitigen Verhältnisse der evangelischen Kirche in Deutschland untersagt wurden, Auseinandersetzungen der evangelischen Kirche mit der Deutschen Glaubensbewegung nicht fallen, da es sich hier um Weltanschauungsfragen handle. PrBl 27

Der Reichs- und preußische Minister für Wissenschaft hat durch Erlaß vom 5. Juli seinen Erlaß vom 28. Februar gegen Beteiligung der theologischen Fakultäten am Kirchenstreit erläutert. Es heißt in der neuen Verfügung u. a.: „In die besondere innere Verpflichtung einzugreifen, die dem theologischen Lehrer aus der Beziehung seiner Arbeit auf den christlichen Glauben erwächst, liegt einer nationalsozialistischen Führung beim Universitätsaufbau fern. Keineswegs ist jedoch... das Recht zu unbeschränkter Aeußerung... zu einheitsstörenden kirchenpolitischen Streitfragen zu folgern. Die Beurteilung der rechtlichen Tragweite kirchlicher Ereignisse und Gesetze gehört nicht in den Bereich der theologischen Lehre."

Dr. Ley bei der Reichstagung der NS-Gemeinschaft „Kraft durch Freude": „Was wir in der Vergangenheit hatten auf allen Gebieten, alle Parteien verkörperten es: es war die Lebensverneinung. Die Erbsünde brachten die Menschen schon mit auf die Welt. Diese armen Menschen waren kaum geboren, da waren sie auch schon mit Sünde beladen. Diese armen Geschöpfe wandelten nur, wie man sagt, durch das irdische Jammertal, um sich vorzubereiten auf ein besseres Jenseits. Mein Parteigenosse Frauenhofer hat hier bereits erzählt, wie er die Arbeitsleistung auffaßt. Er will denen die Arbeit für das Jenseits gern überlassen, wenn nur wir das Diesseits schön machen können. Hier kann es keinen Kompromiß geben... Man darf diesem Volke keine wesensfremde Lehre bringen, sondern man muß diese Rasse des Volkes kennen, in dieser Rasse geboren und immer mit dieser Rasse verbunden sein, dann kann man dieses Volk zum Höchsten treiben." FZ 346/7

Nach einem neuen Reichsgesetz wird mit Gefängnis bis zu einem Jahre und mit Geldstrafe bedroht, wer unbefugt Amtskleidungen und Amtsabzeichen der Religionsgesellschaften öffentlichen Rechts und der von ihnen anerkannten Genossenschaften trägt. FZ 339/0

Das Kammergericht hat das Urteil des Amtsgerichts Hagen aufgehoben, daß in der Abhaltung von Gruppenwanderungen und sportlicher Betätigung einer katholischen Jugendorganisation kein staatsgefährdender Gewaltakt vorliege, und demgegenüber die Verordnung des Reichspräsidenten vom 28. Februar 1933 zur Abwehr kommunistischer staatsgefährdender Gewaltakte dahin ausgelegt, daß die konfessionelle Spaltung innerhalb des deutschen Volkes außerhalb der eigentlichen kirchlichen Betätigung den Keim der Zersetzung des deutschen Volkes in sich trage und dadurch geeignet sei, den kommunistischen Bestrebungen Vorschub zu leisten. FZ 352/3

Das anhaltische Staatsministerium hat betreffs Behandlung des Alten Testaments in den Schulen bestimmt, daß innerhalb des durch den Religionslehrplan gezogenen Rahmens die beiden Quellen deutscher Gläubigkeit, das germanische Gotterleben und die christliche Heilslehre, in lebendigen Bildern deutscher Frömmigkeit den Schülern zum Bewußtsein zu bringen sind. Einer Heranziehung alttestamentlicher Erzväter- oder Königsgeschichten bedarf es nicht dazu... Die religiöse Auffassung, wie sie im Alten Testament vertreten ist, findet ihre Würdigung im 8. Schuljahr bei dem Gottsuchen der Völker. Hier können auch Psalmen in mäßiger Auswahl herangezogen werden. Die Mittelschule wird den typischen Charakter jüdischer Religiosität im 9. Schuljahr herausstellen, wenn im Geschichtsunterricht der Weg des nordischen Menschen und das Schicksal der Kulturen des Altertums Gegenstand der Betrachtung sind. Hierbei kann, aber nur zum Vergleich, die Aufgabe und Tätigkeit der Propheten aufgezeigt werden. JK 13

In Entgegnung auf Beschwerde eines deutschgläubigen Rundfunkhörers, daß nach Verschwinden der Uebertragung von Gottesdiensten die an ihre Stelle getretene Feierstunde „Einkehr am Feiertag" noch von christlichen Tendenzen durchdrungen sei, sagt der Reichssender Hamburg unter anderem: „Solange der Führer nicht an Stelle der christlichen Religion den nordischen Mythus als Staatsreligion erklärt hat, haben wir weder Berechtigung noch Veranlassung, von uns aus eine andere Richtung zu proklamieren, sondern dies würde einen groben Verstoß gegen die Staats- und Parteidisziplin bedeuten." ChrFrst 28

Die fränkischen Jugendherbergen sind vom fränkischen Gebietsführer für Juden gesperrt worden, auch für solche, die im Verband von Schulklassen Jugendherbergen aufsuchen. FZ 28. 7. nach Völk. Beob.

Deutsche Evangelische Kirche

Der Reichsbischof sagte bei einer Besuchsreise durch Hessen in Kassel am 3. Juli: Einmal müsse es in Deutschland dahin kommen, daß in den Kirchen die gleichen Lieder gesungen würden und die Gottesdienste die gleiche Form haben. FZ 337/8

Derselbe auf dem Tag der deutschen Kirche in Gelnhausen: Die neue deutsche Kirche habe den Sinn, die in ihr gepredigte Lehre Christi von den Formen, Dogmen und Zutaten zu befreien, die sie im Laufe der Jahrhunderte umhüllten und dem Volke unzugänglich machten. FZ 344/5

Ein Deutscher lutherischer Tag fand 2.—5. Juli in Hannover statt. Beteiligt waren die Landeskirchen von Bayern, Württemberg und Hannover, lutherische Kreise aus der altpreußischen Union und die Landesbruderräte aller lutherischen Landeskirchen; stark mitgearbeitet haben die theologischen Fakultäten von Erlangen, Rostock, Tübingen und die theologische Schule in Bethel.

Die Thüringer DC, die sich im November 1933 von der Reichsleitung der DC getrennt hatten, und die jetzige Reichsleitung der DC (Dr. Kinder) veröffentlichen folgende Kundgebung, die mindestens eine Annäherung beider Gruppen bedeutet: „Die Leitung der Reichsbewegung DC, Sitz Berlin, und die Kirchenbewegung DC, Sitz Weimar, erklären: Wir haben die große gemeinsame Aufgabe und das große gemeinsame Ziel: die herzensmäßige Einung aller Deutschen in einer Christusgemeinde der Deutschen. Ueber alles Trennende hinweg haben wir uns zusammengefunden zu gemeinsamem Dienst. Das fordert von uns den Gehorsam gegen den lebendigen Gott. Dazu zwingt uns die Liebe zu unserem Volk. Das erwartet von Christen das ringende Deutschland." An den solches Zusammengehen vorbereitenden Besprechungen haben (lt. „Positives Christentum" Nr. 2) als Anhänger Leffler u. A. die Bischöfe Oberheid und Weidemann (Bremen) teilgenommen.

Die deutschen evangelischen Missionsgesellschaften senden in diesem Jahre 12 Missionsärzte aus, 5 nach Niederländisch-Indien, 3 in das südliche China, je einen nach Englisch-Ostafrika, Togo, Tsingtau und der Goldküste. ED 27

Das Missionswerk der Brüdergemeine zählt auf 139 Haupt- und 985 Nebenstationen 2875 Arbeitskräfte, 142 223 getaufte Gemeindeglieder, 604 Tagesschulen mit 48 236 Schülern und 196 Sonntagsschulen mit 24 333 Kindern. ED 28

Die Finanzabteilung beim EOK hat die Befugnisse des Verbandes der evangelischen Gemeinden des Bistums Berlin übernommen. ED 28

Preisfrage der Theologischen Fakultät Jena: „Inwieweit findet sich in den kirchlichen Einigungsbestrebungen des 19. Jahrhunderts der Gedanke einer christlichen Nationalkirche?" PrBl 27

Die „Kirchliche Rundschau für Rheinland und Westfalen" hat mit 1. Juli ihr Erscheinen eingestellt. RfKZ 27

Katholische Kirche

Der Direktor des Aloysianiums in Opladen wurde in Schutzhaft genommen, weil er den Zöglingen seiner Anstalt verboten hatte, an einer Münchmeyer-Kundgebung teilzunehmen und die Benützung der Musikinstrumente der Anstalt verweigert hatte, die sonst dem Orchester der HJ zur Verfügung standen. FZ 348/9

Prokurator Martin Ulfsch von den Missionaren vom hl. Herzen Jesu in Hiltrup wurde wegen Devisenverbrechens zu vier Jahren Zuchthaus und 75 000 Mark Geldstrafe, der Provinzialobere Rudolf Biermer zu drei Jahren Zuchthaus und 20 000 Mark Geldstrafe verurteilt.

Der in Schutzhaft genommene Leiter des Braunsberger Konvikts, Pater Wiemers, wurde freigelassen, aber über ihn Aufenthaltsverbot für Ostpreußen verhängt.

In Birkenfelde im Eichsfeld wurde der katholische Pfarrer Alois Obertür in Schutzhaft genommen. FZ 352/3

Andere religiöse Vereinigungen

Die Danziger Gruppe der Ernsten Bibelforscher wurde aufgelöst. FZ 344/3

Der vor zwei Jahren auf sechs Monate von einem Kreis indischer Buddhisten zu Missionszwecken nach Deutschland entsandte Swami Jaliswarananda ist noch nicht zurückgekehrt, weil er in Deutschland und anderen Ländern großes Interesse für den Buddhismus gefunden hat. Er hat mit planmäßiger Führerschulung begonnen und bereits zwei Gruppen von künftigen europäischen Lehrern des Buddhismus gebildet. Rf Schw Zt 27

Europäisches Ausland

Die Kirchen in Bozen und Meran sind nicht geschlossen (vgl. Sp. 679), aber den Pfarrern wurde die nach dem neuen Gesetz über die in Italien zugelassenen nichtkatholischen Kulte nötige Approbation nicht erteilt. ED 28

Das neue südslawische Bürgerliche Gesetzbuch sieht zwei Eheschließungsformen, die bürgerliche und die kirchliche, vor: bei Verweigerung der Trauung aus kirchlichen Gründen kann die Ehe vor dem Standesamt geschlossen werden. ED 28

Die großen Hilfsorganisationen beider Konfessionen haben die Sammeltätigkeit für Rußland infolge der Urteile gegen die deutschen Pfarrer und Bauern eingestellt. FZ 350/1

Andere Erdteile

Die amerikanischen Missionare in Abessinien haben erklärt, sie würden einer (bisher noch nicht ergangenen) Weisung der amerikanischen Gesandtschaft, das Land zu verlassen, mit Rücksicht auf ihre Arbeit in den Krankenhäusern nicht Folge leisten. FZ 346/7

Der neue mexikanische Innenminister Silvano Barba Gonzales hat die Wiedereröffnung der auf Anordnung des Staatsgouverneurs geschlossenen katholischen Kirchen für den Gottesdienst verfügt. FZ 350/1

Von Personen

Berufen: Pfarrer Lic. Hans Nordmann, Stettin, zum Studiendirektor des Predigerseminars in Kückenmühle, Professor Karl Ludwig Schmidt, früher in Bonn, jetzt Pfarrverweser in Lichtensteig (St. Gallen), zum Professor für NT in Basel als Nachfolger von K. G. Goetz. Ernannt der Professor für Dogmatik und Homiletik in Mainz Dr. Albert Strohl zum Bischof von Mainz. In den Ruhestand trat Oberkirchenrat D. Hilbert, Leipzig. Gestorben: Professor Dr. Arthur Drews, Karlsruhe; Oberkirchenrat Burger, München; der Patriarch von Venedig, Kardinal Lafontaine; der Professor des Neuen Testaments Lajos Marton in Budapest. E St

Verschiedenes

Zu einer Besprechung. Unser Mitarbeiter D. Arthur Neuberg besprach auf Sp. 617 ff. Professor Dr. Bernhard Bavinks „Ergebnisse und Probleme der Naturwissenschaften". Dazu schreibt uns der Verfasser dieses Werkes: 1. Herr Neuberg wirft mir vor, es sei „schlimm", daß ich Seite 479 den homo mousteriensis noch immer nach der falschen Klaatsch-Hauserschen Abbildung reproduziert habe; ich sage aber bezüglich dieses Bildes sofort darauf (S. 480): „Das Bild des Neanderthalers — homo mousteriensis — ist nach neueren genaueren Untersuchungen nicht ganz zutreffend, da die Schädelteile zuerst nicht ganz richtig zusammengesetzt wurden." 2. Neuberg meint, daß ich „bei Aufzählung der empfohlenen naturphilosophischen Literatur am Schluß nicht einmal das hervorragende Buch von Titius" zu nennen für nötig gehalten hätte. Ich habe aber Titius nicht nur zweimal wörtlich zitiert (S. 181), sondern meine Leser ausdrücklich auf dies vortreffliche Buch hingewiesen (Anm. 140 zu S. 181). Daß ich Titius in der Literaturübersicht nicht noch einmal nannte, erklärt sich aus der Unmöglichkeit, alle in den 500 Anmerkungen gegebenen Literaturhinweise hier noch einmal zu wiederholen. 3. Neuberg meint, das „grobe Mißverständnis des Christusworts vom Werte der Seele" zeige, daß meine „theologische Kenntnis freilich sehr dilettantisch" sei. Aber Bultmann erkennt und verwertet in seinem letzten Buch über „Jesus" dieselbe Bedeutung von psyche. Zum Schluß: Neuberg hat, wie er mir selbst im voraus mitteilte, diese Kritik ab irato geschrieben. Darunter hat sie wesentlich gelitten, wie aus den Proben zu ersehen ist. Bernhard Bavink

Zweite theologische Sommerschule des Weltbundes für freies Christentum und religiöse Freiheit in Bern 19. bis 31. August 1935: Kirche und Amt in unserer Zeit. Es sollen sprechen: Professor Martin Werner (Bern) über den theologischen Hintergrund der großen Kirchenbildungen im freien Christentum, Professor E. R. Skinner (Tufts College, U. S. A.) über die Probleme von Liebe und Ehe in unserer Zeit, ein Vertreter der Brahmo Samaj über religiöses Leben in Indien, Professor van Holk (Leiden) über Kirche und Staat in unserer Zeit, Dr. K. Schjelderup (Bergen) über Probleme des Pfarramtes im Lichte der modernen Psychologie. Geplant sind weitere Vorträge; die Dozenten und Teilnehmer werden zu mäßigen Preisen untergebracht in einem schöngelegenen Gasthof in der Nähe von Bern. Anmeldungen sind zu richten an das Sekretariat des W. f. C. (Nieuwe Gracht 27, Utrecht).

Herbstferienkurs zu Halle a. S. 14. bis 16. Oktober 1935. Es tragen vor: Prof. Galling: Die Nekropole von Jerusalem; Prof. Heinzelmann: Das Selbstverständnis des Menschen in der gegenwärtigen Philosophie; Prof. Keyser: Verkündigung und Schriftauslegung; Staatsarchivdirektor Möllenberg: Die Quellen zur Kirchengeschichte der Provinz Sachsen im Staatsarchiv zu Magdeburg; Prof. Hans Schmidt: Die Bedeutung des Alten Testaments für den Protestantismus der Gegenwart; Privatdozent Lic. Thulin: Bildanschauung zu Luthers Reformation; Prof. Windisch: Jesus und Paulus. Am Mittwoch, 16. Oktober, Fahrt nach Wittenberg. Anmeldung an und Auskunft durch Pfarrer Duda, Halle a. S., Henriettenstraße 18.

Versammlungskalender

4.—17. Aug. Lutherakademie Sondershausen;
19.—31. Aug. Ferienkurs des Weltbundes für Freies Christentum Bern;
26.—30. Aug. Deutsche evangelische Woche Hannover;
31. Aug.—5. Sept. Internationale Missionskonferenz Basel;
1.—3. Sept. Gustav Adolf-Verein München.
29. Sept.—1. Okt. Ostasienmission Frankfurt a. M.

Verantwortlich: Prof. D. H. Mulert, Kiel, Feldstr. 120

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

„Die wesentliche Lebensäusserung der evangelischen Kirche ist und bleibt eine lebendige, verständnisvolle, innerlich geeinigte gottesdienstliche Gemeinde. Wenn hier viel zu klagen, viel verlorengegangen, viel gefehlt und versäumt worden ist, umso dringlicher sind die alten, immer neuen Aufgaben, die hier vorliegen. Und es ist äusserst dankenswert, dass uns diese Bücher darauf wieder so nachdrücklich stossen und eine Fülle beachtenswerter, aus Erfahrung und Erprobung erwachsener Gedanken und Vorschläge bringen."

Die Amtshandlungen in der evangelischen Kirche

von

HANS G. HAACK

Pfarrer in Breslau

153 Seiten. Preis kartoniert drei Mark

„Das Werk füllt eine namentlich von Kandidaten und jüngeren Geistlichen schmerzlich empfundene Lücke aus ... Was hier der Verfasser vorlegt, hat Entscheidendes zu sagen auf diesem besonders heute so wichtigen Gebiet der Verkündigung außerhalb des regelmäßigen Gottesdienstes." Pfarramts-Praxis

„Im ganzen bietet er eine so gute sachliche Einführung in die einschlägigen Fragen und so viel erwägenswerte, aus der Praxis herausgewachsene Vorschläge zur Gestaltung der Amtshandlungen, und nicht zuletzt so viel treffliche Richtlinien für die Kasualreden, daß das Buch jedem Pfarrer, und zwar ohne Unterschied des Dienstalters, dringend empfohlen werden kann." Schwäbischer Merkur

„Nicht bloß Anfänger im Amt, sondern auch ältere Pfarrer, die gerne wieder einmal ihre Amtshandlungen unter die Lupe nehmen, werden von dem Buch, das mit seinen Literaturangaben zu weiteren Studien lockt, viel Gewinn haben." Kirchlicher Anzeiger für Württemberg

---

Gottesdienst und Volksdienst

Beiträge zu volksgemäßer Gestaltung kirchlicher Arbeit

von

ALBERT HOSENTHIEN

Pfarrer in Magdeburg-Westerhüsen

240 Seiten. Preis geheftet drei, gebunden vier Mark

„... Eine reiche Fülle von Stoff, der Fachmann würde sagen, eine Pastoraltheologie im kleinen ..." Protestantenblatt

„Unmöglich, in den wenigen Zeilen eines empfehlenden Hinweises einen lebendigen Begriff von dem reichen Inhalt der Schrift zu geben. Der Verfasser will mit seinen Vorschlägen nicht glänzen, sondern helfen; und er nimmt überall, bei selbstverständlicher Wahrung des ‚evangelischen' Standpunktes, eine verständnisvoll vermittelnde Haltung ein, die allein sich in diesen schwierigen Dingen als fruchtbar zu bewähren vermag." Hamburger Fremdenblatt

„Die Art, wie Predigt, Konfirmandenunterricht, Konfirmation usw. gestaltet, zeigt sich in der Tat sehr lebendig, ansprechend." Stuttgarter NS-Kurier

„Die Fülle der behandelten Fragen aus allen Zweigen der kirchlichen Praxis ist so groß, daß es nicht möglich ist, in einer kurzen Anzeige dem reichen Inhalt des Buches gerecht zu werden ... Kein Geistlicher und kein Gemeindeglied, das an lebensnaher Gestaltung der kirchlichen Arbeit interessiert ist, wird ohne Gewinn die vielen aus der Erfahrung stammenden Anregungen des Verfassers zur Kenntnis nehmen." Die Christliche Welt

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Zur Auseinandersetzung mit den nichtchristlichen Glaubensbewegungen

Kurt Leese

Rasse – Religion – Ethos

Drei Kapitel zur religiösen Lage der Gegenwart

Preis RM. 3.80

Diese neue Arbeit des Verfassers des berühmt gewordenen Buches „Die Krisis und Wende des christlichen Geistes" ist im letzten Grunde eine von einem weitschauend-freien und undogmatischen Protestantismus gegebene Apologie des Christentums. Sie ist gerichtet gegen antichristliche Tendenzen, jedoch geöffnet für die nordisch-germanisch-deutschen Züge des Frömmigkeitslebens. Sie trägt bei zur Klärung der Begriffe „arteigen" und „völkisch", indem sie das für das Christentum Lebendige und bleibend Bedeutsame der indischen, persischen, griechischen und germanischen Religion untersucht. „Ein reiches, für die weitere Auseinandersetzung unentbehrliches Buch."

Horst Stephan i. Zeitschr. f. Theologie und Kirche

Werner Petersmann

Der „kultische" Sinn von Erde und Volk

Preis RM. 3.80

Ein ernster Versuch, in lutherischem Denken Brücken zu schlagen von der zentralen Botschaft der Bibel zu der gegenwärtigen Weltanschauung von Erde und Volk.

Neues Sächsisches Kirchenblatt

Gustav Mensching

Die Artgemäßheit der christlichen Sündenidee

Preis sechzig Pfennig

Nimmt seinen Ausgangspunkt vom religionsgeschichtlichen Standpunkte und kommt zu dem Ergebnis, daß der letzte Sinn der christlichen Sündenidee in der im Gewissen erfahrenen Isolierung der menschlichen Existenz von einem transzendent heiligen Gott liegt, und daß diese Grunderfahrung gerade in den arischen Religionen vorhanden ist. Die freie Volkskirche

Hermann Schuster

Freies deutsches Christentum

Die Verkörperung des Evangeliums im deutschen Gemüt

Preis RM. 2.—

Der wohlbekannte Religionspädagoge bietet mit dieser Schrift zur gegenwärtigen kirchlich-religiösen Lage einen voll ausgereiften, von aller Tagespolemik absehenden, durch seine Warmherzigkeit und seinen Weitblick überzeugenden Beitrag. Das Evangelium so, wie Jesus selbst es verkündet hat, freigemacht von allen vergänglichen Deutungen jüdischen, römischen und griechischen Zeitgeistes, soll und kann einen innigen Bund mit dem deutschen Gemüt eingehen. Das gemeinverständlich geschriebene Buch wendet sich an alle deutschen Menschen, die aufs neue die Verbindung von Christentum und Deutschtum suchen. Volk und Kirche

Hans Schlemmer

Von Karl Barth zu den Deutschen Christen

Ein Wort zum Verständnis der heutigen theologischen Lage

Preis RM. 1.50

Eine theologische, nicht kirchenpolitische Schrift. Man sieht, wie wunderlich und zum Teil verworren bei den Deutschen Christen feste Orthodoxie und das, was man sonst liberale Theologie nennt, kritische Theologie, durcheinandergehen. Auch was er positiv über den rechten Weg evangelischer Theologie zwischen beiden Fronten sagt, ist sehr anregend. Zum Verständnis der heutigen theologischen Lage lehrreicher als viele dicke Bücher. Die Christliche Welt

Andreas Duhm

Der Kampf um die deutsche Kirche

Eine Kirchengeschichte des Jahres 1933/34, dargestellt für das evangelische Volk

Preis RM. 8.—

Auch in acht Heften einzeln erhältlich
(Prospekt bitte verlangen)

Durchaus unabhängig und klar wird hier mit Hilfe aller wichtigen kirchenpolitischen Äußerungen und Dokumente die innere und äußere Entwicklung des deutschen evangelischen Kirchenbaus in der nationalsozialistischen Revolution nachgezeichnet. Dabei werden auch die möglichen Folgerungen für die Zukunft ins Auge gefaßt. Volk und Kirche

Johannes Witte

Wie kam das Christentum zu den Germanen?

Eine klare, knappe Antwort auf diese alle deutschen Christen bewegende Frage

Preis achtzig Pfennig

Hier wird auf Grund des religionsgeschichtlichen Tatsachenbefundes der heute vielfach vertretenen und geglaubten Legende entgegengetreten, die Germanen seien zwangsweise christianisiert und durch die Christianisierung verdorben worden. Witte erweist zwingend das genaue Gegenteil. Ein unentbehrliches Hilfsmittel. Christentum und Wissenschaft

Walter Kawerau

Dogmen – Analyse

als Weg zu einem artgemäßen einigen Christentum

Preis RM. 2.60

Dies ist ein ganz besonders fesselnder Versuch, zu einem wirklich innerlichen Verständnis der kirchlichen Dogmen zu kommen ... Die Klarheit und Schlichtheit der Darstellung macht es jedem Laien möglich, das Buch zu verstehen, und niemand wird es ohne Gewinn aus der Hand legen. Christliche Freiheit

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA